Österreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang X.

1895. 1895.

Herausgegeben und redigiert

von

A. Mayer-Wyde.

18. Band, 2. u. 3. Heft.

Wien.
Verlag der Österreichisch-Ungarischen Revue.
XVIII., Hans Sachs (vorm. Wildenmann)-Gasse 6.

Inhalt.

Österreichisch-Ungarische Revue.

Monatsschrift für die gesammten Culturinteressen der Monarchie, insbesondere für Verwaltung und Justiz, Cultus und Unterricht, Finanz- und Heerwesen, Gesellschaftspolitik und Hygiene, Bodenproduction und Industrie, Handel und Verkehr, Geschichte und Biographie, Länder- und Völkerkunde, Philosophie und Naturwissenschaft, Literatur und Kunst.

Die **Österreichisch-Ungarische Revue** bildet die neue Folge der **Österreichischen Revue** und hat sich gleich ihrem Vorwerke die Aufgabe gestellt, die lebendigen Traditionen der Monarchie fortzupflanzen und über das in seiner Mannigfaltigkeit reiche Culturleben Österreich-Ungarns sowie über die neue Epoche seiner Entwicklung aus unzweifelhaften Quellen Aufschluss zu geben. Unter der Rubrik „Österreichisch-Ungarische Dichterhalle" bietet sie als Beigabe erlesene Proben der heimischen Dichtkunst unserer Tage.

Inhaltsverzeichnis und Probehefte der **Österreichischen Revue**, ferner Inhaltsverzeichnisse der ersten fünf Jahrgänge und Probehefte der **Österreichisch-Ungarischen Revue** sind durch den Verlag der **Österreichisch-Ungarischen Revue** zu beziehen.

Abonnements nehmen sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, desgleichen die k. k. österr. und die k. ungar. Postanstalten, endlich der Verlag der **Österreichisch-Ungarischen Revue**, Wien, XVIII., Hans Sachs (vorm. Wildenmann)-Gasse 6, entgegen.

Die **Österreichisch-Ungarische Revue** erscheint in Monatsheften von durchschnittlich fünf Bogen Groß-Octav. Je sechs Hefte bilden einen Band. Der Pränumerationspreis inclusive Postversendung beträgt für

Österreich-Ungarn:

ganzjährig 9 fl. 60 kr.; halbjährig 4 fl. 80 kr.; vierteljährig 2 fl. 40 kr.

Für die Länder des Weltpostvereines:

ganzjährig 16 Mark = 20 Francs; halbjährig 8 Mark = 10 Francs; vierteljährig 4 Mark = 5 Francs.

Für das übrige Ausland:

ganzjähr. 25 Francs = 20 Schilling; halbjähr. 13 Francs = 10 Schilling 4 Pence.

Das einzelne Heft kostet für Österreich-Ungarn 1 fl.; für das Ausland Mark 2 = 2·50 Francs.

Zur politischen Lage Europas am Ausgange des 19. Jahrhunderts.

Mit einer Karte.[1])

Vom Reichsrathsabgeordneten **Josef Popowski.**

Krakau.

„Das zwanzigste Jahrhundert gehört uns."
Moskowskie Wiedomosti.

Gelegentlich des Todes Kaiser Wilhelms I. veröffentlichten die „Moskowskie Wiedomosti", das Organ der Moskauer Chauvinisten, einen Leitartikel, in welchem hervorgehoben wurde, dass Frankreich vom Regierungsantritte Ludwigs XIV. bis zum Sturze Napoleons III., kurze Zeiträume ausgenommen, in Europa eine führende Rolle gespielt habe. Von 1870 bis 1890 sei Europa unter der Hegemonie Deutschlands gestanden, und das 20. Jahrhundert gehöre Russland.

Jeder, der Russland kennt, weiß, dass nicht allein die Chauvinisten, sondern überhaupt der vorwiegende Theil des russischen Volkes daran glaubt, dass „das 20. Jahrhundert ihm gehöre", und die außerordentlichen Ehren, welche dem Verächter Europas, Alexander III., gelegentlich seines Todes erwiesen wurden, zeigen, dass Russland in Europa eine exceptionelle Stellung einnimmt.

Je höher eine Gesellschaft entwickelt ist, desto mehr will sie über ihre voraussichtliche Zukunft im klaren sein, desto mehr will sie wissen, ob ihre fernere Entwicklung nicht etwa bedroht sei. Es lässt sich zwar nicht leugnen, dass Staaten nicht bloß im Alterthum unerwartet ent-

[1]) Wird dem nächsten Hefte beigegeben.

Die Red.

standen und zugrunde gegangen sind, aber wie viele Umwälzungen, Enttäuschungen und Überraschungen erlebten wir selbst in dem so hoch civilisierten Europa des 19. Jahrhunderts! Trotzdem ist die Bemühung, sich vor solchen zu sichern, eine vollkommen berechtigte.

In dem geistvollen Aufsatze „Europa aus der Vogelperspective", der von Politikern und Publicisten aufmerksam gelesen und reiflich erwogen werden sollte, sagt der Reichsrathsabgeordnete Dr. Alexander Peez: „Europäer leben nicht wie die Bewohner von Tahiti oder Nukahiwa in den Tag hinein, sie sind bestrebt, die Zukunft ihrer Nachkommen sicher zu stellen, und als Führer dient ihnen dabei die Kenntnis der Vergangenheit. Gleichwie im Leben des einzelnen die Erfahrung das Beste ist, so nimmt als Leitstern der Völker die Geschichte den ersten Rang ein. Die Geschichte ist ‚aufgeschichtete' Staatskunst. Geschichte, Erdkunde, Völkerkunde und Volkswirtschaft werden allmählich die Politik aus einer vom Genie des einzelnen abhängigen Kunst zu einer Wissenschaft umgestalten."

Was immer man für eine Ansicht über diese Umwandlung der Politik in eine Wissenschaft haben mag, wie die Dinge heute liegen, dürfte es doch immer des Versuches wert sein, die bisherigen Resultate europäischer Staatskunst mit Berücksichtigung der inneren Zustände und der Ziele einzelner Staaten, ausgerüstet mit den sicheren Ergebnissen der Völkerkunde, der Statistik und der politischen Arithmetik, zusammenzufassen und die daraus sich ergebenden Schlüsse festzustellen.

Bei Beurtheilung der gegenwärtigen politischen Lage Europas dürfte es nicht überflüssig erscheinen, auch die Karte der alten Welt zurathe zu ziehen, weil Asien und Afrika wesentlich von Europa abhängig sind, während Amerika eine Welt für sich bildet. Wir glauben, dass in Europa jeder Politiker, jeder Staatsmann eine Wandkarte der alten Welt in seinem Arbeitszimmer stets vor Augen haben sollte, um der Gefahr vorzubeugen, dass er, seinen politischen Erwägungen, Hoffnungen und Plänen nachsinnend, den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen verliere und ins uferlose Meer der Utopien hinaussteuere. Oft reicht ein Blick auf die Karte hin, um einen trügerischen Traum zerrinnen zu lassen, ein Fingerzeig kann weitläufige Ausführungen ersetzen, manche Frage kann kürzer und klarer erörtert werden, wenn zum Raisonnement die anschauliche Darstellung auf der Karte hinzukommt. Diese Erwägungen haben uns bestimmt, den vorliegenden Aufsatz mit einer Karte der alten Welt zu versehen.

Die Resultate der Politik der europäischen Hauptländer vom Beginne der Neuzeit an bis zur Gegenwart finden nach Dr. Peez ihren Ausdruck in dem erworbenen Länderbesitz, weil Landbesitz immer der höchste und letzte Ausdruck für politische Macht bleibt. Hierzu haben wir jedoch zu bemerken, dass zur Beurtheilung des Machtzuwachses eines Staates nicht allein die Ausdehnung, sondern auch der Wert der erworbenen Länder, deren geographische Lage und ökonomische Entwicklung sowie die Tüchtigkeit, die Bildung der Bevölkerung und die in ihr herrschende Stimmung maßgebend sind. In diesem Sinne werden wir die von Dr. Peez dargestellten Ergebnisse theilweise modificieren müssen.

In den ersten Jahrhunderten unserer Ära waren in Europa Italien, Spanien, Frankreich, England sowie Theile Deutschlands, Österreich-Ungarns und der Balkanhalbinsel unter römischer Herrschaft. Die völlige Unterwerfung Europas unter die römischen Cäsaren schien nahe bevorzustehen, scheiterte indessen an dem Widerstande der Germanen. Im Gegensatze zu dem römischen Einheitsstaate erlangten die einzelnen Verbände Europas wieder ihre Freiheit und Selbständigkeit. „Als eine Erbschaft aus der römischen Periode," sagt Dr. Peez, „bleiben nur Papst und Kaiser, da sich aber diese internationalen Gewalten, statt sich zu schützen, bekämpften, so trieb Europa immer mehr in die föderalistische Richtung. Die gesammteuropäischen Strömungen, die noch in den Kreuzzügen zu einem starken Ausdrucke gekommen waren, traten zurück, die Nationalitäten bildeten sich schärfer aus und ringen zu Ende des Mittelalters erfolgreich nach staatlicher Einheit.

Die Zeit um 1500 bezeichnet in dieser Hinsicht einen Wendepunkt. Frankreich, Spanien, England und Russland gelangen zu einer geordneten monarchischen Erbfolge, zu staatlicher Einheit und infolge dessen zu Nationalpolitik und Nationalmacht. Dagegen bleiben Italien und Deutschland, zerrüttet durch ihre nie völlig zum Durchbruche gekommene internationale Mission, getheilt und gespalten, und obwohl sie an inneren Kräften in gar keiner Weise hinter den erstgenannten Ländern zurückstehen, so können sie doch, wegen Mangels einheitlicher Organisation, an der mit der Zeit um 1500 beginnenden neuen politischen und handelspolitischen Entwicklung nicht mehr an leitender Stelle theilnehmen."

Ihrem Landbesitze nach ordnen sich die europäischen Mächte um das Jahr 1500 in nachstehender Reihenfolge:

1. Russland.
2. Türkei.

3. Deutsches Reich.
4. Scandinavien.
5. Polen.
6. Portugal.
7. Spanien.
8. Frankreich.
9. Italien.
10. Großbritannien.
11. Österreich.
12. Niederlande.

„Russland steht an der Spitze, hat aber theilweise unwirtliches Land, ist fern und durch Polen und die Türkei von Mitteleuropa getrennt. Die Macht der Türkei zeigt sich in ausgedehntem Besitze altcultivierter, trefflich gelegener Gegenden. Im eigentlichen Europa besitzt das Deutsche Reich, obschon bereits vor dem Jahre 1500 Burgund durch Frankreich abgerissen war, das größte Territorium. Frankreich steht noch um fast die Hälfte hinter dem Deutschen Reiche zurück. Spanien und Portugal haben mit überseeischen Eroberungen begonnen, wogegen Großbritannien und die Niederlande noch auf ihr enges europäisches Gebiet und Österreich auf die Erblande beschränkt sind.

Die Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien sowie die Eroberung der Balkanhalbinsel durch die Türken wirkten zusammen, um den Schwerpunkt des Handels von dem Mittelmeere nach der atlantischen Küste, den Schwerpunkt der Politik aus der Mitte nach dem westlichen Europa zu verlegen. Während im Westen für Spanien und Portugal, für Frankreich und Großbritannien sich die Thore des Welthandels und der Eroberung überseeischer Länder erschlossen, verloren im Osten die christlichen Balkanvölker, Ungarn, Polen, auch Russland, besonders aber Italien (Venedig) und das südöstliche Deutschland (Österreich) durch den Fall von Byzanz einen friedlichen Nachbar, der noch immer Träger alter Cultur und gewinnbringenden Handels gewesen, und tauschten dafür einen starken, wohldisciplinierten, grausamen Feind ein, dessen Anfälle längs der Donaustraße alle Schrecken der Hunnenzeit bis nach Mitteleuropa trugen. Eine richtige Staatskunst hätte gefordert, dass die zunächst heimgesuchten Länder sich vereinigt und den türkischen Einbruch zurückgewiesen hätten. Aber die große Gefahr fand überall im östlichen Europa Spaltungen und Zwietracht. . . . Deutschland erweist sich als undisciplinierbar, und eine christliche Macht fällt ihm in den Rücken — Frankreich.

In der That hat Frankreich, wie es die Festsetzung der Türken im mittleren Donauthale und die dreihundertjährige Knechtung der südöstlichen Völkerschaften ermöglichte, europäische Rücksichten nie gekannt und lediglich seine eigensüchtigen Zwecke verfolgt, und dieser Zweck war dreihundert Jahre lang die Erweiterung seiner östlichen Grenze auf Kosten des Deutschen Reiches. Von 1521 bis 1870 hat Frankreich gegen Deutschland zweiundzwanzig Kriege geführt und zwar mit Ausnahme der Coalitionskriege zu Ende des 18. Jahrhunderts nur Angriffskriege. Fast immer war Deutschland Kriegsschauplatz; oft bildeten Schweizer und deutsche Reisläufer die größere Hälfte des französischen Heeres. Stets waren deutsche Fürsten zum Bunde mit Frankreich bereit. Auswärtige Verbündete Frankreichs waren Schweden, Magyaren und Türken; beidemale, als die Türken vor Wien standen, geschah dies im Einverständnisse mit Frankreich. Durch die Türken lähmte Frankreich die einzige noch widerstandsfähige Macht, das Haus Habsburg, welches auf Grund der vom Deutschen Reiche abgezweigten Erblande durch Anschluss von Ungarn und Böhmen, Mähren und Schlesien das heutige Österreich gestiftet hatte (1526).

In der dreihundertjährigen Beraubung des Deutschen Reiches durch Frankreich hat Richelieu am wirksamsten gesäet, und Ludwig XIV. und Napoleon I. haben geerntet. . . . Napoleon I. folgte den Spuren Ludwigs XIV., bis endlich Napoleon III. bei dem gleichen Versuche scheiterte und erlag (1870)."

Um gerecht zu sein, müssen wir jedoch, gegenüber der Verurtheilung der französischen Politik durch Dr. Peez, hervorheben, dass die Schuld für die dreihundertjährigen Kämpfe zwischen Deutschland und Frankreich dieses nicht allein trifft. Frankreich durfte ebensowenig zulassen, dass der deutsche Kaiser auch Italien und Spanien beherrsche, als Österreich-Ungarn zulassen dürfte, dass Russland sich der Balkanhalbinsel bemächtige, wodurch es eine Enclave Russlands würde: ebensowenig wie Deutschland die Zertrümmerung Österreich-Ungarns dulden dürfte, wie denn auch Frankreich selbst, wenn die politische Leidenschaft einer ruhigen, objectiven Beurtheilung der Lage weicht, die Beherrschung Mitteleuropas durch Russland niemals zulassen kann.

Die Ziele der Politik des Hauses Habsburg ließen sich leider nicht mit den Interessen Frankreichs vereinigen, und dieser Umstand verursachte bedauernswerte, langwierige, mit größter Erbitterung geführte Kämpfe. Den Grad der Erbitterung bezeichnen die von Dr. Peez

angeführten Worte Kaiser Karls V.: „Wenn Wien von den Türken und Metz von den Franzosen bedroht sind, eile ich zuerst nach Metz.“

Hätten Karl V. und seine Nachfolger mehr Gewicht den östlichen Interessen ihres Reiches beigelegt, dann wäre Ungarn nicht 200 Jahre unter das türkische Joch gebeugt gewesen, die Türken hätten nicht Wien belagern können, Polen hätte dem deutschen Kaiser, der auch König von Böhmen und Ungarn war, seinen Thron angetragen, und die christlichen Völker der Balkanhalbinsel hätten nicht Russland ihre Befreiung vom türkischen Joche zu verdanken. Gegenwärtig, da die westliche Politik Österreichs mit dem Verluste der italienischen Provinzen und dem Austritte aus dem Deutschen Bunde bereits abgeschlossen ist, lässt sich nicht leugnen, dass eine dem Osten zugewandte Politik bessere Erfolge gebracht hätte.

Im Jahre 1700 ist die Reihenfolge der europäischen Mächte unter dem oben angegebenen Gesichtspunkte folgende:

1. Russland.
2. Spanien.
3. Portugal.
4. Türkei.
5. Frankreich.
6. Großbritannien.
7. Scandinavien.
8. Polen.
9. Niederlande.
10. Deutsches Reich.
11. Österreich.
12. Italien.

Im Jahre 1700 hat sich „Russland gewaltig vergrößert, aber mehr nach der Weite als nach innerer Kraft. Ihm nach eilen Spanien und Portugal mit ihrem riesigen Colonialbesitz. Die Türkei hat sich nach allen Richtungen erweitert, und ebenso hat Frankreich, geschützt durch Deutschlands Elend, nicht nur an seiner Ostgrenze, sondern insbesondere auch über See wichtige Vergrößerungen erworben — so in Canada, am Mississippi, in Indien“.

Die continentalen Mächte in West- und Mitteleuropa schwächten aber einander in gegenseitigen Kriegen. „So ward das mittlere und westliche Europa, welches man das europäische Europa nennen kann, in einen Knäuel zweckloser und im Grunde kleinlicher Kämpfe ver-

strickt und dadurch unfähig gemacht, an den großen überseeischen Eroberungen und Colonisationen Antheil zu nehmen.

Während die centralen Länder Europas um Landstreifen stritten, eroberten Russland und Großbritannien die Welt."

Das sieht man deutlich, wenn man die europäischen Staaten nach ihrem Landbesitze im Jahre 1888 ordnet:

1. Großbritannien.
2. Russland.
3. Frankreich.
4. Türkei.
5. Niederlande.
6. Portugal.
7. Spanien.
8. Scandinavien.
9. Österreich-Ungarn.
10. Deutsches Reich.
11. Italien.

„Die wichtigste Thatsache des Bildes von 1888 ist das riesenhafte Anwachsen von Russland und Großbritannien, gefördert und ermöglicht durch die einseitige, ewig unruhige Politik Frankreichs. Frankreich hat Nordamerika und Indien verloren, dagegen in Afrika ein neues Reich gewonnen. Portugal und Spanien haben durch Aufstände, welche von anderen Ländern genährt wurden, einen bedeutenden Theil ihrer Colonien verloren. Als Erbe Frankreichs, Portugals und Spaniens erscheint Großbritannien, das selbst Russland überholt hat. Österreich-Ungarn und Scandinavien haben sich behauptet. Von den beiden Wahlreichen Europas ist Deutschland verkleinert, Polen ganz verschwunden. Was Polen und die Türkei verloren, ist fast ganz an Russland gefallen, welches nunmehr einen gewaltigen Schritt nach den Mittelpunkten Europas gemacht hat.

Wenn man daher den Landbesitz der europäischen Hauptvölker sowohl diesseits als jenseits der Meere in der Gegenwart mit dem Landbesitze um das Jahr 1500 vergleicht, so gelangt man rund zu folgendem Ergebnisse (nach Millionen Quadratkilometern):

	Um das Jahr 1500	im Jahre 1889	Zunahme in Procent
Großbritannien	0·236	23·325	+ 9·784
Russland	2·249	21·825	+ 870
Frankreich	0·455	3·573	+ 685

Danach haben in den letzten vierhundert Jahren (seit der Entdeckung Amerikas und der Niederlassung der Türken in Europa) Großbritannien sein Herrschaftsgebiet um das Neunundneunzigfache, Russland um das Zehnfache, Frankreich um das Achtfache vergrößert.

Ein ganz anderes Bild bieten dagegen Deutschland, Italien und Scandinavien, für diese sind nämlich die entsprechenden Ziffern:

	Um das Jahr 1500	im Jahre 1889	Abnahme in Procent
Deutsches Reich	0·834	0·540	— 35
Italien	0·338	0·287	— 15
Scandinavien	0·787	0·776	— 1·4

Es haben sonach das Deutsche Reich in den letzten vierhundert Jahren — die noch nicht consolidierten überseeischen Besitznahmen unberücksichtigt — sein Gebiet um drei Achtel, Italien aber um ein Siebentel abnehmen gesehen; auch Scandinavien verzeichnet eine kleine Einbuße."

Wir haben diese hochinteressanten und lehrreichen Ausführungen des Herrn Dr. Peez mitgetheilt, weil wir seine Idee und seinen Gedankengang als richtig betrachten. Das Endergebnis einer Politik lässt sich am sichersten beurtheilen, wenn wir sie, über Jahrhunderte hinwegsehend, in großen Zügen vor unserem geistigen Auge passieren lassen. Dieses Endergebnis wird freilich ganz beträchtlich alteriert, wenn sowohl der continentale als auch der überseeische Länderbesitz in Rechnung gezogen werden, wonach alsdann im Jahre 1888 die Türkei, die Niederlande, Portugal, Spanien und Scandinavien vor Österreich-Ungarn, Deutschland und Italien zu stehen kommen. Wären wir genöthigt, dieses Ergebnis als Maßstab für die Macht der einzelnen Staaten anzunehmen, so kämen wir zu dem Schlusse, dass Österreich-Ungarn, Deutschland und Italien schwächer als die Niederlande und Portugal seien. Um dieser Ungereimtheit auszuweichen, vergleicht Dr. Peez einerseits nur Großbritannien, Russland und Frankreich, andererseits nur das Deutsche Reich, Italien und Scandinavien. Weiters hebt er hervor, dass das Deutsche Reich auf fünf Achtel seines Besitzstandes zurückgegangen sei, und dass die vom Deutschen Reiche verlorenen Länder an Frankreich gefallen seien. Nun hatte Frankreich im Jahre 1500 455.000 km^2 und im Jahre 1888 in Europa 536.000 km^2 Areal, ist also nur um 81.000 km^2 gewachsen, während das Deutsche Reich von 1500 bis 1888, nach Dr. Peez' Angaben, 294.000 km^2 verloren hat,

so dass nicht einmal ein Drittel dessen, was das Deutsche Reich eingebüßt hat, an Frankreich gefallen ist. Dagegen hat Dr. Peez recht, wenn er sagt, dass man in Europa um Landstreifen stritt.

Wir sind davon entfernt, den Wert der Colonien zu unterschätzen. Für dicht bevölkerte, industrielle Staaten sind sie erforderlich, um den Abfluss der überzähligen Bevölkerung zu erleichtern, die Placierung des überschüssigen Capitals zu ermöglichen und ein Absatzgebiet für die einheimische Industrie zu schaffen. In einer solchen Lage befindet sich das meerumspülte England, ferner jene Staaten Mitteleuropas, welche vom Meere und von gut consolidierten Nachbarstaaten umgeben sind, wie Frankreich, Holland, Spanien und Portugal. Italien und Deutschland, welche alljährlich Hunderttausende von Emigranten entsenden, haben jedes erst vor kurzem die innere Einigung erreicht und sind seitdem bemüht, Colonien zu gründen und eine Colonialpolitik zu inaugurieren. Russland hingegen, welches im Osten riesige, wenig bevölkerte Ländereien besitzt und sich nach Belieben ausbreiten kann, braucht keine Colonien; es mangelt dort an Capital und Arbeitskraft, um den eigenen Länderbesitz nutzbar zu machen. Ebensowenig denkt Österreich-Ungarn vorderhand an die Gründung von Colonien, da es noch viele dünn bevölkerte und ökonomisch schwach entwickelte Länder, kein überschüssiges Capital und eine exponierte Lage hat, die es zwingt, alle vorhandenen Kräfte zusammenzuhalten.

Colonien ermöglichen eine gute Verwertung der vorhandenen socialen und ökonomischen Kräfte, die sonst keinen oder einen geringeren Nutzen gebracht hätten, aber sie binden auch Kräfte des Mutterlandes und sind im Falle politischer Complicationen auf dessen Schutz angewiesen.

Je wertvoller eine Colonie ist, desto mehr wird sie auf die Politik des Mutterlandes zurückwirken, desto vorsichtiger wird dessen Regierung in Europa auftreten müssen, desto mehr Streitkräfte werden für die Sicherstellung der Colonie in Anspruch genommen. Um daher die politische Lage Europas beurtheilen zu können, müssen wir vor allem den Landbesitz und den Bevölkerungsstand der europäischen Mächte in Europa selbst vergleichen.

Sowohl die räumliche Ausdehnung, als auch die Bevölkerungszahl der größeren Mächte in Europa — wir sagen absichtlich nicht Großmächte, weil wir uns auf dieselben nicht beschränken wollen — ersehen wir aus nachstehender Tabelle:

	Quadratkilometer	Einwohner im Jahre 1890 und 1891
Italien	296.000	30,526.000
Großbritannien . .	315.000	37,881.000
Türkei	323.000[1])	10,399.000
Frankreich	455.000	38,343.000
Spanien	504.000	17,566.000
Deutschland . . .	540.000	49,428.000
Österreich-Ungarn .	626.000	41,385.000
Scandinavien . .	776.000	6,795.000
Russland	5,389.000	108,143.000

Wir ersehen daraus, dass die Ausdehnung der größeren europäischen Mächte — Russland ausgenommen — zwischen 296.000 und 776,000 km^2 variiert und ihre Bevölkerungszahl zwischen 6,800.000 und 49,000.000, und dass die Unterschiede zwischen den europäischen Großmächten sogar noch kleiner sind, indem dieselben ihrer Ausdehnung nach zwischen 296.000 und 626.000 km^2 und nach der Einwohnerzahl zwischen 30,000.000 und 49,000.000 differieren. Nur Russland übertrifft sowohl an räumlicher Ausdehnung, wie auch an Bevölkerungszahl nicht nur jede einzelne europäische Großmacht, sondern mehrere zusammen um ein ganz gewaltiges. Russland nimmt vom europäischen Continente 5,389.000 km^2 ein, und da dessen Ausdehnung im ganzen 9,695.341 km^2 beträgt, so besitzt Russland rund um 1,000.000 km^2 mehr als alle übrigen Mächte Europas zusammen.

Die Bevölkerung des europäischen Russland ist größer als die Bevölkerung von je zwei europäischen Großmächten und war im Jahre 1891 kaum um 2,000.000 kleiner als die gesammte Bevölkerung von Österreich-Ungarn, Frankreich und Italien, ausschließlich der Colonien.

Bei der Abschätzung Russlands ist jedoch kein Grund vorhanden, sich auf dessen europäische Besitzungen zu beschränken. Seine asiatischen Besitzungen sind mit den europäischen eng verbunden, beide bilden ein Ganzes, was sich von den überseeischen Besitzungen Englands, Frankreichs, Portugals oder der Niederlande nicht behaupten läst. Die letztgenannten Staaten haben mehr oder weniger wertvolle Colonien, während Russland sowohl in Europa wie in Asien über ausgedehnte Gebiete herrscht, die eine geschlossene Einheit bilden. Deshalb ist man

[1]) Hiervon gehören unmittelbar der Türkei nur 165.000 km^2 und 5,753.000 Einwohner.

vollkommen berechtigt, Russland als Ganzes mit dem übrigen Europa sowie mit einzelnen europäischen Staaten zu vergleichen.

Russland, welches gegenwärtig 22,430.000 km^2 zählt, ist um ein Viertel größer als die beiden Erdtheile Europa und Australien zusammengenommen, fünfmal so groß als das übrige Europa, zweimal so groß als China sammt seinen Nebenländern, zwei- und einhalbmal so groß als die Vereinigten Staaten Nordamerikas, 41mal so groß als Deutschland und 50mal so groß als Frankreich.

Nur England ist mit seinen Colonien noch ausgedehnter als Russland; seine Besitzungen breiten sich gegenwärtig im raschen Tempo aus. So z. B. betrugen dieselben im Jahre 1889 23,325.000 km^2 und im Jahre 1893 26,001.700 km^2. Wenn man aber bedenkt, dass Englands Besitzungen auf sämmtliche Welttheile vertheilt sind, dass manche, wie z. B. Australien, nur in losem, eigentlich bloß nominellem Zusammenhange mit dem Mutterlande stehen, während andere, wie Indien, den größten Theil der englischen Waffenmacht binden, von der höchstens ein paar Bataillone auf kurze Zeit zu einem theatralischen Effecte, wie im Jahre 1877 bei der auf Befehl d'Israelis unternommenen Landung auf Cypern, detachiert werden können, so müssen wir einräumen, dass Russland, was Abrundung und Geschlossenheit betrifft, einzig dasteht.

In Ansehung der Bevölkerung haben wir bereits hervorgehoben, dass Russlands europäische Bevölkerung größer ist als die zweier beliebiger europäischer Großmächte.

Die Bevölkerung von ganz Russland zählte im Jahre 1891 117,600.000 Seelen und war um 27,000.000 größer als die gesammte Bevölkerung Österreich-Ungarns und Deutschlands und nur um 3,500.000 kleiner als die Gesammtbevölkerung der zum Dreibunde vereinigten Mächte.

Ein Blick auf die Bevölkerung der europäischen Großmächte in den verflossenen Jahren wird uns zeigen, wie sich in dieser Hinsicht die Verhältnisse gewaltig geändert haben. Zu Anfang des Jahrhunderts zählte Frankreich 27,000.000 Einwohner, Italien 18,000.000 und Russland 40,000.000; die Bevölkerung Frankreichs und Italiens war daher um 5,000.000 zahlreicher als die Bevölkerung Russlands. Gegenwärtig nach der letzten Volkszählung ist Russlands Bevölkerung um 49,000.000 zahlreicher als die Bevölkerung Frankreichs und Italiens. Im Jahre 1815 zählte Russland 45,000.000 Einwohner, Österreich und Deutschland zusammen 57,000.000. Nachfolgende Tabelle, in welcher die Bevölkerung der europäischen Großmächte seit 1850 in runden Zahlen angegeben

ist, bietet uns die Möglichkeit, die allmähliche Änderung der Verhältnisse zu verfolgen und positive Vermuthungen für die Zukunft aufzustellen:

	Russland	Deutschland[1]	Österr.-Ung.	Italien	Frankreich	England
	Bevölkerung in Millionen					
1850/1	68	35·2	36·5	24	36	27·7
1860/1	74	37·6	35	25	37·4	29·3
1870/1	86	40·8	35·8	27	38	31·8
1880/1	103	45·2	37·6	28·5	37·7	35·2
1890/1	117·6	49·4	41	30·5	38·3	38

Aus dieser Tabelle ersehen wir, dass Russlands Bevölkerung schneller als die Bevölkerung anderer europäischer Mächte wächst, und von 1850 bis 1890 ist sogar jener Zuwachs größer gewesen als der gesammte Zuwachs der Bevölkerung der anderen fünf Großmächte in Europa. Und da Russland große, schwach bevölkerte, für die Colonisation vollkommen geeignete Ländereien hat, während die übrigen europäischen Großmächte meistentheils dicht bevölkert sind, so ist zu erwarten, dass die Zunahme der Bevölkerung in Russland in immer rascherem, in Europa hingegen in immer langsamerem Tempo erfolgen wird.

Wenn wir daher die Ergebnisse der letzten Decennien ohne irgendwelche Correctur als Grundlage für die Berechnung der künftigen Bevölkerung der europäischen Großmächte annehmen, so werden dieselben wahrscheinlich in Bezug auf Russland hinter der Wirklichkeit bleiben, während sich die Annahme bei mancher europäischen Großmacht als zu günstig erweisen wird.

---

[1]) Die Bevölkerung Deutschlands haben wir unter Beschränkung auf das Gebiet des heutigen Deutschen Reiches nach Otto Hübners statistischen Tabellen angegeben. Sonst wurden die territorialen Änderungen der übrigen Staaten nicht berücksichtigt. Die statistischen Daten über andere Großmächte entnahmen wir dem Statesman Yearbook 1894 und ergänzten dieselben aus dem gothaischen Almanach.

	Russland	Deutschland	Österr.-Ung.	Italien	Frankreich[1]	England
	Bevölkerung in Millionen					
1900	132	53	44·5	32	39	41
1920	161	61	51	36	40	47

Aus dieser Tabelle ersehen wir, dass schon am Ende des laufenden Jahrhunderts Russlands Bevölkerung zahlreicher als die des Dreibundes und das Verhältnis der europäischen Großmächte zu Russland in Bezug auf deren Bevölkerung für erstere mit jedem Jahre ungünstiger sein wird.

In dem eingangs erwähnten Aufsatze „Europa aus der Vogelperspective" schildert Dr. Peez die Invasionen der Turanier, die in Europa immer als Zerstörer, als Großschlächter aufgetreten sind. Schrecken, sagt er, gieng ihnen voran, und die Wüste folgte ihnen. Was fleißige Semiten und Arier geschaffen hatten, das haben die Turanier immer vernichtet, und die Cultur der alten Welt ward durch sie in ungezählten Fällen unterbrochen, aufgehalten, aus dem ruhigen Gang der Entwicklung gestürzt. Das Aufhören ihrer Macht, die Befreiung des Welttheils von der Furcht solcher Rückfälle ist das größte Ereignis der Neuzeit im Auge desjenigen, der Europa aus der Vogelschau betrachtet.

Dr. Peez gibt zwar zu, dass die Russen ein großes, zukunftsreiches Volk sind, meint jedoch, dass das Feld ihrer Thätigkeit vor allem innerhalb der Grenzen ihres eigenen ungeheuren Reiches, etwa auch in Asien, keinesfalls aber in Europa liege; nach Europa gewandt, wird künftig jede Einmischung der Russen einen turanischen Stempel tragen. Gegen Mongolenzüge aber wird sich der Westen zu vertheidigen wissen.

Aus diesen Behauptungen Dr. Peez' klingt etwas wie Furcht, gegen welche man sich damit beruhigen will, dass man entschieden erklärt, eine Gefahr sei nicht vorhanden.

[1]) In Frankreich nimmt seit 3 Jahren die Bevölkerung ab.

Aufrichtig gesprochen, halten wir jedoch auf Grund der Ergebnisse der europäischen Politik seit 1500 diese Zuversicht für durchaus ungerechtfertigt und können uns der Besorgnis nicht entschlagen, dass die Cultur der alten Welt auch heute noch von der Gefahr bedroht erscheint, unterbrochen, aufgehalten und aus dem ruhigen Gange der Entwicklung gestürzt zu werden.

Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir untersuchen:

1. welche Ziele Russland verfolgt;

2. ob Europa mit Zuversicht darauf rechnen darf, sich gegen Russland erfolgreich vertheidigen zu können.

Zuerst wollen wir untersuchen: Welche Ziele verfolgt Russland? Ist es wirklich gesonnen, seine Aufgabe innerhalb der Grenzen seines unermesslichen Reiches und über diese hinaus vielleicht auch in Asien zu erblicken, dagegen auf jede Eroberung in Europa zu verzichten?

Es entspricht dem Wesen einer despotischen Regierung, dass ihr eine eingehende Beschäftigung mit inneren Fragen unliebsam ist. Eine genaue Besprechung der inneren Fragen ist ja gleichbedeutend mit der Beurtheilung der Handlungen der Bureaukratie sowie der Ukase, welche die inneren Angelegenheiten gesetzlich regeln, sie ist also eine Kritik der Regierung und der Ukase des Alleinherrschers, der niemand verantwortlich ist und doch die Verantwortung für alles, was in seinem Reiche geschieht, trägt, ist als solche unstatthaft und darf nicht geduldet werden. Aus diesem Grunde pflegen despotische Regierungen die öffentliche Meinung von den inneren Fragen auf das Gebiet der auswärtigen Politik hinzulenken, wo der unduldsame Chauvinismus und der engherzige Patriotismus sich nach Belieben breit machen können.

Schon in uralten Zeiten offenbart sich in den Fürstenthümern, welche den Kern des späteren russischen Reiches gebildet haben, die charakteristische Eigenschaft einer ungemein großen Expansivkraft, welche zunächst die Grenzen des Landes nach allen Richtungen erweitert, bis sie im Norden und im Osten an das Meer, im Westen an starke, consolidierte Staatsorganismen reichen. Selbst während der Zeit des Mongolenjoches vergrößerte sich das Großfürstenthum Moskau, dessen Herrscher als Stellvertreter des Chans der goldenen Horde für diesen den Tribut sammelte. Nach der Befreiung vom Mongolenjoche

breitet sich Russland rasch nach allen Seiten aus, und aus der beigegebenen Karte ersehen wir, dass seit 1533 die Ruhepausen, während welcher Russland keinen Zuwachs zu verzeichnen hat, ganz geringfügig sind, sowie dass die Expansivkraft Russlands im 19. Jahrhundert keinesfalls abgenommen hat.

Weiters darf, um den Organismus des russischen Reiches zu verstehen, der große Einfluss, welchen Asien darauf seit jeher ausgeübt hat, nicht außeracht gelassen werden. Von den Mongolen übernahmen die Czaren die echt asiatische Auffassung ihrer eigenen Stellung. Wie der Kaiser von China, der Schah von Persien und der Chan der goldenen Horde, so fühlten sich auch die Czaren als Könige der Könige, als die ersten unter den Herrschern, und es ist nicht zu verkennen, dass Europa durch seine Haltung Ansprüche solcher Art anzuerkennen scheint. Jene Auffassung schlug tiefe Wurzeln in der Bevölkerung, und noch heute kann man in Russland auf die naive Auffassung stoßen, dass sich im Jahre 1854 der Franzose, der Engländer und der Türke gegen den Czaren empört hätten. Diese Auffassung führt aber zur Idee der Weltherrschaft, einer Idee, welche seit langer Zeit, wenn auch zuweilen ihren Trägern unbewusst, sowohl die russische Regierung, als auch das russische Volk beherrscht. Ihr muss der instinctive Drang nach Eroberungen zugeschrieben werden, der sich sowohl im Kosakenthum, als auch unter den Organen, welche an den Grenzen des Reiches die Befehle der Centralbehörden ausführten, kundgab. Die Regierung hat gelungene Unternehmungen ihrer Untergebenen stets unterstützt, selbst dann, wenn sie den gegebenen Instructionen widersprachen. Die Idee der Weltherrschaft bestimmt die politischen Ideale der Russen. Sie streben in Europa vor allem die Eroberung Constantinopels, des oströmischen Kaisersitzes, an. In Asien betrachten sie sich als Erben und Nachfolger der großen Welteroberer und Weltbeherrscher Tschingischan und Tamerlan.

Russlands Bestrebungen in Ansehung der Balkanländer sind allgemein bekannt, und einer der besten Kenner des Orients, der hervorragende österreichisch-ungarische Staatsmann Benjamin v. Kallay, sagt in seiner bemerkenswerten Studie „Die Orientpolitik Russlands", dass dieselben gegenwärtig als ein Dogma der auswärtigen Politik Russlands betrachtet werden können.

Bald nachdem die Waräger ihre Macht in Russland begründet hatten, zogen sie gegen Byzanz, die Hauptstadt des morgenländischen Kaiserreiches, welche auf alle Völker der alten Welt eine große An-

ziehungskraft ausübte, scheinbar im Besitze der Weltmacht war und jedenfalls den Hauptsitz der Civilisation, des Reichthums und der Pracht repräsentierte.

Die Züge der Waräger wiederholten sich in der Zeit von 866 bis 1043, brachten den jungen Russenstaat in häufige Berührung mit Byzanz und begründeten seinen moralischen Einfluss.

Dass die warägo-russischen Fürsten gleich nach ihrer ersten Niederlassung auf russischem Boden und noch ehe sie ihre Macht über die eigenen Unterthanen vollkommen gesichert hatten, ihre Blicke südwärts richteten, erklärt sich dadurch, dass die Waräger, wenn auch vielleicht von der einen oder anderen Stadt oder einem Volksstamme gerufen, unter den finnischen und slavischen Völkern als Eroberer auftraten. Die damals noch unbevölkerten, wenig cultivierten, rauhen Gegenden und die leicht besiegbaren Völker konnten die nach Kriegsruhm und Beute lüsternen normannischen Abenteurer nicht befriedigen. Die späteren Kriegszüge Swiatoslaws und Jaroslaws bildeten jedoch nicht mehr abenteuerliche Unternehmungen einzelner Fürsten, sondern waren Kämpfe des ganzen damaligen Russenvolkes gegen Byzanz, da die nordischen Völker, von einem eigenthümlichen, aber sehr natürlichen Instinct getrieben, den fruchtbareren, angenehmeren und sanfteren Himmelsstrichen des Südens zustrebten. Außer den internationalen und mercantilen traten natürlich auch die religiösen Momente in den Vordergrund. Im Jahre 957 gieng Olga, welche während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Swiatoslaw die Regentschaft führte, nach Constantinopel und ließ sich daselbst taufen, und im Jahre 988 wurde ihr Enkel Wladimir nach griechischem Ritus getauft, und das Christenthum wurde die herrschende Religion des russischen Volkes. Der Sohn Wladimirs, Jaroslaw, der noch im Jahre 1043 ein großes Heer gegen Constantinopel sandte, vertheilte seine Länder unter seine Söhne, wodurch Russland geschwächt ward und die Angriffe der Russen auf das byzantinische Reich bis in die neuere Zeit aussetzten. Im 13. Jahrhundert gerieth Russland unter das mongolische Joch, das es erst im 15. Jahrhundert abzuschütteln vermochte, und als es neuerdings sein Dasein als unabhängiger Einheitsstaat begann, da glänzte auf der Aja Sophia nicht mehr das griechische Kreuz, sondern der Halbmond.

Hier muss hervorgehoben werden, dass Rom und Byzanz, seitdem Kaiser Constantin die letztgenannte Stadt zur Metropole des oströmischen Reiches erhoben hatte und noch mehr seit der definitiven Trennung der östlichen von der westlichen Reichshälfte, als Brenn-

punkte der Cultur und Politik in schroffen Gegensatz zu einander traten, wie denn fortan auch jede dieser beiden Weltstädte auf Staaten und Nationen eine sehr verschiedene Anziehungskraft ausübte. Russland fühlte sich vom Anbeginne zu Byzanz hingezogen, und mit der von dort überkommenen christlichen Lehre verbreiteten sich auch zugleich byzantinische Anschauungen und Gebräuche auf russischem Boden.

Es würde zu weit führen, wenn wir uns auf die zwischen Orient und Occident bestehenden Gegensätze, auf die Entfremdung und den Hass zwischen Griechen und Lateinern und auf die religiöse Spaltung zwischen dem Morgen- und dem Abendlande näher einlassen wollten. Es sei nur erwähnt, dass die katholische Kirche einen universellen Charakter annahm und die einzelnen politischen Institutionen überholte, während die orthodoxe Kirche, wie Kallay sagt, sich im nationalen Geiste entwickelte, eine getreue Dienerin der jeweiligen weltlichen Gewalt blieb und in nationale Theilkirchen zerfiel, die bloß durch die Einheit der Dogmen, dagegen durch kein hierarchisches Band zusammengehalten wurden. Das Anschmiegen der orientalischen Kirche an die Staatsgewalt und an das nationale Wesen steht im auffälligsten Gegensatz zum römischen Katholicismus.

Auch gegenwärtig finden wir im östlichen Europa neben dem Patriarchat von Constantinopel noch die vollkommen unabhängigen Kirchen von Russland, Rumänien, Serbien, Montenegro, Bulgarien und Griechenland. Jede feiert ihren Gottesdienst in der Landessprache, und schon dieser Umstand war und ist von großem Einflusse auf die Verschmelzung der religiösen und nationalen Gefühle. Die Kirche ist in Russland zur Nationalkirche geworden, da sie sich des gesammten geistigen und moralischen Lebens des Volkes bemächtigt hat, mit der Nation in eins verschmolzen. Bei diesem eminent nationalen Charakter ihrer Entwicklung vergaß die Kirche gleichwohl nicht ihrer byzantinischen Herkunft, und vielleicht eben deshalb, weil sie sich dem Patriarchen von Constantinopel nicht bedingungslos unterworfen und dessen Übergriffe nicht zu fürchten hatte, verblieb ihr eine traditionelle Verehrung gegen Byzanz als Wiege der herrschenden Religion Russlands. Der fortdauernde Einfluss des byzantinischen Geistes auf die russische Kirche und die Gestaltungen und Entwicklungen der Gesellschaft lenkten die Blicke des russischen Volkes immer wieder nach Constantinopel. Vom Abendlande möglichst abgeschlossen, erhielt sich in dem Gemeingefühl der Russen, welches sich zwar aus alten Gewohnheiten, jedoch unter übermächtiger Einwirkung byzantinischer Anschauungen heraus-

gebildet hatte, eine mit Neid gemischte Bewunderung für Byzanz und das Bewusstsein der geistigen Verbindung mit demselben.

Unter solchen Umständen wurde die Einnahme Constantinopels durch die Türken in der Mitte des 15. Jahrhunderts zum Ausgangspunkte der russischen Aspirationen im Osten. Damals war jedoch Russland nicht imstande, sich in großartige und weitreichende Unternehmungen einzulassen, und erst als es sich vom mongolischen Joche befreit hatte, gieng es langsam gegen die mohamedanischen Horden vor, die es von Süden und Osten umklammerten, eroberte 1552 Kasan, 1554 Astrachan, stieß 1569 zum erstenmale mit türkischen Scharen, welche gemeinschaftlich mit den Krimtataren die Wolga und den Don durch einen Canal vereinigen sollten, zusammen und vertrieb dieselben.

Ursprünglich war von Polen und den abendländischen Mächten der Hauptkampf gegen die Türken geführt worden, und nur allmählich entstand die Rivalität zwischen der mohamedanischen Türkei und zwischen Russland, dem einzigen unabhängigen griechisch-orthodoxen Staate. Als jedoch die Staatsgewalt hinreichend gekräftigt schien, richtete Russland sein Augenmerk abermals auf Constantinopel, und es beginnt der Riesenkampf zwischen zwei Staaten oder vielmehr zwischen zwei Weltanschauungen, ein Kampf, welcher seit Jahrhunderten gekämpft wird und zwar in größerem Umfange und mit bestimmteren Zielen als je. Vom Anbeginne zieht sich durch diesen Kampf der religiöse Gegensatz wie ein rother Faden, aber erst im Jahre 1711 tritt das Verhältnis Russlands zu den christlichen Völkern der Türkei, welches den russisch-türkischen Kämpfen ihren eigenthümlichen Charakter verleiht, augenfälligerweise in den Vordergrund.

Bei dem zur Eröffnung des Krieges abgehaltenen Gottesdienste zu Moskau überreichte Czar Peter zweien Garderegimentern Fahnen, auf welchen das Kreuz mit der vielsagenden Umschrift „In diesem Zeichen wirst Du siegen!" dargestellt war, und in der Denkschrift, welche er nach der Kriegserklärung hinausgab, hob er insbesondere den Druck hervor, der auf den Griechen, Walachen, Bulgaren und Serben laste, und trat vor Europa als der natürliche Beschützer der christlichen Unterthanen der Pforte hin.

Im 18. Jahrhunderte ist noch die Kaiserin Katharina II. zu erwähnen, welche, in ihrer auswärtigen Politik der traditionellen Tendenz Peters des Großen folgend, die Führerrolle in der Orientpolitik übernahm. Sie erstrebte die Zertrümmerung und Auftheilung der

Türkei und als Übergang zur völligen Einverleibung Constantinopels die Wiederherstellung des griechischen Kaiserreiches unter einem russischen Großfürsten. Sie schwächte die Macht der Sultane und sicherte ihrem Staate im Oriente einen vordem unbekannten Einfluss, indem sie durch den Frieden von Kutschuk-Kajnardschi das Recht erlangte, im Interesse der Fürstenthümer Moldau und Walachei zu intervenieren sowie den christlichen Glauben und die christlichen Kirchen im türkischen Reiche zu beschützen; nebenbei wusste sie durch geheime Agenten eine fortgesetzte Agitation unter den christlichen Unterthanen des Sultans zu unterhalten. Ihre Nachfolger folgten getreulich ihren Spuren, und Czar Alexander I. erklärte gleich im Anfange seiner Regierung, dass er die Politik Katharinas II. zur Geltung bringen wolle.

Zur Zeit Kaiser Alexanders I. tritt Russland zum erstenmale und zwar gelegentlich des serbischen Aufstandes nicht nur als Vertheidiger des christlichen Glaubens, sondern auch als Beschützer der verwandten slavischen Stämme auf, und von dieser Zeit an drängt sich an den orientalischen Bestrebungen Russlands bei aller Betonung des Schutzes der Christenheit langsam, aber immer deutlicher das slavische Interesse in den Vordergrund. Wir glauben wohl, dass die russische Regierung auch heute auf dem Standpunkte Kaiser Alexanders I. steht, welcher im Jahre 1812 dem Oberbefehlshaber der Donauarmee und der Flotte des Schwarzen Meeres auftrug, „alle erdenklichen Mittel anzuwenden, um die slavischen Völker für die slavische Idee zu begeistern und sie hierdurch den Zwecken Russlands dienlich zu machen", und dass sie in Wirklichkeit bestrebt ist, die slavische Idee für russische Zwecke auszunützen. Jedenfalls lässt sich nicht leugnen, dass die traditionellen russischen Bestrebungen im Oriente durch die slavische Idee neue Nahrung erhielten.

Im 19. Jahrhunderte hat, mit einer Ausnahme, jeder russische Czar seinen türkischen Krieg oder auch deren mehrere gehabt und zwar Alexander I. von 1809 bis 1812, Nikolaus I. 1828 und 1853, während Alexander II. 1856 den von seinem Vater begonnenen Krieg beendete und die Feindseligkeiten 1877 abermals eröffnete. Nur Kaiser Alexander III. hat keinen türkischen Krieg geführt, sondern sich nur an dem letzten Feldzuge als Truppenführer betheiligt.

Im 18. Jahrhunderte ist die orientalische Frage zu einer specifisch russischen Frage geworden, und Russlands Einfluss in der Türkei

erreichte seinen Höhepunkt durch den am 26. Juni 1833 geschlossenen Vertrag von Hunkiar Skelessi, in welchem Russland sich verpflichtete, die Türkei gegen äußere Feinde zu schützen. Russlands Erfolge gegenüber der Türkei weckten jedoch die Eifersucht der europäischen Mächte, und schon vor dem Beginne des Feldzuges von 1828 fühlte sich Kaiser Nikolaus I. veranlasst zu erklären, dass er keine Eroberungen machen wolle.

Langsam wuchs die orientalische Frage zur europäischen Frage heran, und in dem zwischen Österreich und Russland im September 1833 abgeschlossenen Vertrage von Münchengrätz sowie in den zwischen Kaiser Nikolaus und Lord Aberdeen in London 1844 gepflogenen Besprechungen erklärten die contrahierenden Theile ihren Entschluss, wenn ungeachtet der Wünsche und gemeinschaftlichen Anstrengungen der Höfe das türkische Reich untergehen sollte, solidarisch in Bezug auf alles vorzugehen, was die Errichtung einer neuen Ordnung, welche bestimmt sein werde, das bisher Bestehende zu ersetzen, betreffe. Dabei strebten die contrahierenden Mächte verschiedene Ziele an, und während Österreich und England es mit der Erhaltung der Türkei ernst meinten, legte Russland mehr Gewicht auf die Eventualverabredung. Fürst Metternich und Lord Aberdeen glaubten Russland gebunden zu haben, übersahen aber, dass Österreich und England in der Orientfrage negative, Russland dagegen positive Zwecke verfolge, sich also in einer vortheilhafteren Lage befinde. Im Jahre 1853 forderte Kaiser Nikolaus England auf, die Türkei zu theilen. England gieng auf diesen Vorschlag nicht ein, und als einige Monate später ein Krieg zwischen Russland und der Türkei ausbrach, eilte ihr England im Vereine mit Frankreich zuhilfe, Sardinien schloss sich den Coalierten an, und Österreich erklärte, neutral zu bleiben, solange seine Interessen durch den Krieg nicht unmittelbar berührt würden. Durch den Frieden von Paris verlor Russland seine bevorzugte Stellung gegenüber Serbien und den Donaufürstenthümern sowie das Recht, die Christen in der Türkei zu beschützen, trat einen Theil Bessarabiens an die Walachei ab, wodurch es aufhörte, ein Anrainer der Donau zu sein, und verpflichtete sich, auf dem Schwarzen Meere keine Kriegsschiffe zu halten. 1877 bis 1878 nahmen zwar die europäischen Mächte an dem russisch-türkischen Kriege nicht theil, aber ihre Haltung blieb nicht ohne Einfluss auf seinen Verlauf, und auf dem Berliner Congresse nöthigten sie Russland, auf einen Theil der ihm durch den Vertrag von San Stefano zugesicherten Vortheile zu verzichten.

Der russisch-türkische Krieg und der Berliner Congress zeigten die gefahrvolle Lage, in welche Österreich-Ungarn geriethe, wenn Russland seine Ziele auf der Balkanhalbinsel erreichen würde, im grellsten Licht. Auch Deutschland fühlte sich beklommen zwischen dem rachebrütenden Frankreich und dem grollenden Russland, welches an den Vorschub erinnerte, den es dem Hause Hohenzollern 1866 und 1870 geleistet hatte, und die deutsche Diplomatie der Undankbarkeit zieh. Unter solchen Umständen wurden die leitenden Staatsmänner Deutschlands und Österreich-Ungarns der Gemeinsamkeit der Interessen beider Staaten gewahr, und ein Jahr nach dem Berliner Congresse, am 7. October 1879, unterfertigten Fürst Bismarck und Graf Andrassy den denkwürdigen Vertrag, welcher den Beginn einer neuen Epoche in Europas Geschichte bezeichnet. Die Vortheile eines Bündnisses zwischen den beiden mächtigen Reichen Centraleuropas waren so auffallend, dass einige Jahre später Italien, als dort die öffentliche Meinung wegen der Besetzung von Tunis durch Frankreich aufs äußerste erregt war, demselben beitrat, so dass am 13. März 1883 Mancini im italienischen Abgeordnetenhause die vollständige Einigung mit Deutschland und Österreich zu manifestieren in der Lage war.

Wir haben bereits erwähnt, dass im 19. Jahrhundert die orientalische Frage zur europäischen Frage erwachsen sei, und da sie für Österreich-Ungarn eine Existenzfrage ist, so lässt sich nicht leugnen, dass durch definitive Erfolge Russlands in seiner Orientpolitik das jetzige europäische Gleichgewicht aufgehoben wäre, was nicht allein für England und Italien, sondern auch für Deutschland die nachtheiligsten Folgen nach sich zöge. Daher erklärten russische Politiker nach dem Krimkriege, dass der Weg nach Constantinopel über Wien führe. Heute glauben sie bereits weiter ausholen zu müssen und betrachten auch Berlin als Etappe auf dem Zuge nach Constantinopel, weil, wenn auch die orientalische Frage Deutschland direct nicht berührt, doch die Existenz Österreich-Ungarns eine Lebensfrage für Deutschland ist und ein übermäßiges Anwachsen Russlands eine Gefahr für ganz Europa in sich birgt. Diese Einsicht führte zu dem obenerwähnten deutsch-österreichischen Vertrage vom 7. October 1879, in welchem Frankreich gar nicht, Russland dagegen dreimal erwähnt ist.

Bisher waren die europäischen Mächte Russland gegenüber im Nachtheile, weil Russland im Oriente positive Zwecke verfolgte, während die europäischen Mächte die Erhaltung des Status quo anstrebten, und noch einige Jahre nach dem Berliner Congresse konnte Österreich-

Ungarn, dem die Leitung der orientalischen Politik gegenüber Russland zufällt, den richtigen Weg nicht finden. Erst nach den Erfahrungen des serbisch-bulgarischen Krieges kam es zur Einsicht, und Coloman Tisza erklärte im Einklange mit dem auswärtigen Amte im ungarischen Abgeordnetenhause am 30. September 1886, dass „die Monarchie — alle Vergrößerungs- oder Eroberungsgelüste von sich weisend — mit allem Nachdrucke darauf hinarbeiten müsse, einerseits die selbständige Entwicklung der Staaten auf der Balkanhalbinsel zu fördern, anderseits zu verhindern, dass eine in den Verträgen nicht begründete Festsetzung eines Protectorates oder bleibenden Einflusses einer einzigen fremden Macht stattfinde".

Das ist ein positives Programm, welches den Interessen der Völker und Staaten der Balkanhalbinsel vollkommen entspricht, und je festere Wurzeln daselbst die Überzeugung schlägt, dass Österreich-Ungarn für sich nichts beanspruche, dass es die selbständige Entwicklung der Balkanstaaten wünsche und gesonnen sei, diese Entwicklung zu fördern, je mehr sich die Balkanstaaten consolidieren und kräftigen, desto mehr wird Österreich-Ungarn auf ihre Mitwirkung an dem oben dargelegten Programme rechnen können.

Russland hingegen, welches nicht die Förderung, sondern die Beherrschung der Balkanhalbinsel anstrebt, kann auf die religiösen Bande, die Stammesverwandtschaft und die Dankbarkeit der christlichen Bevölkerung der Türkei rechnen, nicht minder auf seine Kunst, eine Partei zu bilden, unvorhergesehene Gelegenheiten auszunützen, nicht zu vergessen des wandernden Rubels, der in weniger entwickelten Gesellschaften Wunder wirkt.

Wir sehen daher, dass in dem friedlichen Kampfe für die Durchführung seines Programmes von 1886 Österreich-Ungarn Russland gegenüber durchaus nicht im Nachtheile ist. Dies führt jedoch keineswegs zum Schlusse, dass Russland gesonnen sei, auf jede Eroberung in Europa zu verzichten. Vermöge seiner Entwicklungstendenz betrachtete sich Russland als Erbe der byzantinischen Cultur, des byzantinischen Geistes und strebte von dem Augenblicke, als es zum Staate geworden war, mit bewundernswürdiger Zähigkeit zehn Jahrhunderte hindurch nach Constantinopel und nach jenem Gebiete, welches einst den Kern des byzantinischen Reiches gebildet hatte. Derartige, Jahrhunderte hindurch befolgte Bestrebungen gibt ein Volk nicht auf, welches seine Kraft fühlt, eine große Expansivkraft besitzt und vertrauensvoll in die Zukunft blickt.

„Das 20. Jahrhundert gehört uns," sagten die „Moskowskie Wiedomosti" gelegentlich des Todes Kaiser Wilhelms I., und diese Worte drücken die Stimmung des russischen Volkes richtig aus. Auch der verstorbene Czar hatte eine hohe Meinung von seiner Macht und von dem Berufe Russlands, er wusste, dass ein Sechstel der Erde ihm gehört, und sowohl sein stark ausgeprägtes ultranationales, als auch sein religiöses Gefühl ließen ihn weder auf die stammesverwandten, wenn auch mitunter undankbaren Slaven der Balkanhalbinsel noch auf das orthodoxe Byzanz verzichten. Und es unterliegt keinem Zweifel, dass in dieser Hinsicht sein Sohn Kaiser Nikolaus II. der Überlieferung seiner Ahnen treu bleiben wird.

Russlands Politik zeichnet sich seit jeher durch die Zähigkeit und Ausdauer aus, womit es seine Zwecke verfolgt und vorhandene Schwierigkeiten überwindet. Nach 1856 reducierte es seine Wehrmacht und sammelte sich. Im Jahre 1870 nützte es den zwischen Frankreich und Deutschland tobenden Krieg aus, um sich von den auf die Neutralisierung des Schwarzen Meeres beziehenden Bestimmungen des Pariser Friedens loszusagen, und 1877 nahm es seinen traditionellen Vormarsch gegen Constantinopel auf.

Nach dem Berliner Congresse blieb es, trotz der Anstrengungen des letzten Krieges, in voller Rüstung, concentrierte seine Truppen an seiner Westgrenze und entwickelt nun schon seit vielen Jahren eine fieberhafte Thätigkeit zur Hebung seiner Wehrmacht, nicht etwa weil es um seine Sicherheit besorgt ist — es weiß, dass es ohne jede Gefahr so gut wie 1856 abrüsten könnte — sondern um in der Lage zu sein, bei passender Gelegenheit Bestimmungen des Berliner Congresses umzustoßen und die durch eigene Fehler verlorene bevorzugte Stellung in Bulgarien abermals zu gewinnen. Wir sehen daher sowohl aus Russlands Geschichte und aus seiner gegenwärtigen Haltung, als auch aus der Stimmung des russischen Volkes vom Czaren bis zum letzten Bauer, dass Russland keineswegs gesonnen ist, seine traditionellen Aspirationen auf Byzanz aufzugeben.

Ebenso unwahrscheinlich ist, dass Russland sich in Asien eine kluge Selbstbeschränkung auflege. In dem Buche „Der Antagonismus der englischen und russischen Interessen in Asien" bemühten wir uns nachzuweisen, dass Russland den Besitz von Indien anstrebt. Indem wir diejenigen, die darüber im Zweifel sein sollten, auf die erwähnte Arbeit verweisen, wollen wir in Kürze die Gründe, die dafür sprechen, anführen. Zuerst kommt die starke Expansiv-

kraft Russlands in Betracht. Dann der große Einfluss, den Asien seit jeher auf Russland ausgeübt hat. Nun betrachteten seit jeher die Völker Centralasiens einen indischen Feldzug als Bereicherungsmittel und den Besitz von Indien als Gipfel der Macht. Jeder mittelasiatische Herrscher schwärmte von einem Feldzuge nach Indien und zog dahin, sobald es ihm die Verhältnisse halbwegs gestatteten. Den asiatischen Traditionen gemäß schwärmen auch das russische Volk und der russische Czar von der Eroberung Indiens, dessen Besitz für den Asiaten die Weltherrschaft bedeutet. Dies beweist die rege Thätigkeit und die stete, aus der beiliegenden Karte ersichtliche Vorrückung Russlands in Centralasien, welches an und für sich ein wertloser, kostspieliger Besitz ist. General Kuropatkin sagte im Jahre 1885 in einem Vortrage über die „Fortschritte Russlands in Centralasien", dass Russland im Laufe der letzten 40 Jahre ein Land von circa 30.000 Quadratmeilen Ausdehnung mit 3,500.000 Einwohnern annectierte. Dieses Land trug vom Jahre 1868 bis 1878 im ganzen nur 32,000.000 Rubel Einkommen, sämmtliche Ausgaben dagegen bezifferten sich auf 99,000.000 Rubel. In diesem Lande werden circa 2,000.000 Desjatinen, d. i. der 50. Theil des gesammten Bodens, bebaut, circa 40,000.000 Desjatinen werden als Hutweiden verwendet, während die übrigen 58,000.000 Desjatinen aus Wüsten bestehen, welche selbst für die genügsamsten Thiere als Weide unbrauchbar sind, da in manchen Gegenden auf einer Strecke von 650 Werst die Kameele nur zweimal getränkt werden können. Diese Zahlen sind die beredteste Antwort für jene Publicisten, welche meinen, dass es in Asien sowohl für die Russen, als auch für die Engländer genug Platz gäbe. Freilich kann England, welches die wertvollsten Länder Asiens besitzt, mit seinem Antheile zufrieden sein, schwerlich aber Russland, welches mit einem solchen Aufwande an materiellen Mitteln und an Kraft, mit so viel Energie und Ausdauer viel Wertvolleres erobern könnte.

Deshalb theilen wir die Ansicht des ehemaligen englischen Botschafters in Persien, Sir Henry Rawlinson, welcher in seinem berühmten Werke „England and Russia in the East" ganz richtig sagte, dass „die stetige unaufhaltsame Vorrückung Russlands in Centralasien ebenso sicher sei wie die Folge von Tag und Nacht. Russland wird so lange gegen Indien vordringen, bis es auf ein unüberwindliches Hindernis stößt".

Dabei wollen wir nicht behaupten, dass Russland in Asien außerhalb Indiens gar nichts erobern möchte. Indien ist wohl sein Haupt-

ziel in Asien, aber bei passender Gelegenheit wäre auch ein Theil der asiatischen Türkei, Persien oder China annehmbar. Der Eroberungsinstinct Russlands äußerte sich deutlich gelegentlich des chinesisch-japanischen Krieges. Die russischen Publicisten erklärten, dass Korea und Mandschurien in Russlands Interessensphäre liegen, weil es einen eisfreien Hafen brauche, und nach der Eroberung Mandschuriens könnte die sibirische Eisenbahn um einige hundert Kilometer kürzer werden, und nachdem der Friedensvertrag von Simonoseki abgeschlossen war, widersetzte sich Russland, unterstützt durch Deutschland und Frankreich, der Abtretung der Halbinsel Liaotang an Japan, weil es nicht zulassen wollte, dass letzteres festen Fuß auf dem asiatischen Continente fasse. Aus alldem ersehen wir, dass der Expansivdrang Russlands noch nicht in Abnahme begriffen und dass es weder in Asien noch in Europa geneigt ist, auf jede Eroberung zu verzichten.

Jetzt kommen wir zur Besprechung der Frage: Kann Europa mit Zuversicht darauf rechnen, dass es imstande sein werde, sich gegen Russland zu vertheidigen?

Napoleon pflegte auf St. Helena zu sagen: „Wenn auf den russischen Thron ein tapferer, unternehmender und hochbegabter Czar käme, so könnte er bei der Lage Russlands, seiner Ausdehnung, seinem Klima, seiner ungeheuren Widerstandsfähigkeit sowie der Genügsamkeit und der Ausdauer seiner Bevölkerung ganz Europa erobern. An seiner Stelle würde ich Calais in bestimmter Zeit erreichen und wäre dann der Herr und Schiedsrichter von Europa geworden.“

Ein solcher invasionsartiger Vormarsch entspricht nicht den Traditionen Russlands, welches langsam, Schritt für Schritt vorrückt, um das Eroberte behalten zu können. Energischere Czaren führen häufigere und wuchtigere Hiebe, aber alle gehen in derselben Richtung systematisch vor. Nach dem Sturze Napoleons versuchten Alexander I. und Nikolaus I. nicht, Europa zu beherrschen, sondern begnügten sich vorläufig mit der Rolle der Beschützer der Throne gegen die sie bedrohenden Revolutionen. Dies hielt sie jedoch keineswegs davon ab, sobald dies ihren Zwecken dienlich war, mit der Revolution zu pactieren, und ihre Politik gegenüber der Türkei blieb die nämliche. Bei dieser Consequenz braucht Russland nicht einen Czaren mit den Anlagen eines Weltbeherrschers, um Europa gefährlich zu werden. Selbst ein mittelmäßig angelegter Mann, der Alleinherrscher eines Hundertzwanzig-

millionenreiches ist, eine meisterhafte Diplomatie hat und genau weiß, was er will, kann sehr viel erreichen, wenn er die Initiative hat und die Zeit zum Losschlagen nach seinem Gutdünken wählen kann. Aus der Geschichte wissen wir, dass, ebenso wie Menschen von Krankheiten befallen werden, Staaten Krisen und Schwächezustände haben, während welcher sie nahezu wehrlos sind. Solche Schwächemomente, ohne weit zurückzugehen, erlebte z. B. Russland im Jahre 1854, im Jahre 1863, im Jahre 1877, als es die rumänische Armee nach Plewna zur Hilfe rief, und sogar im Jahre 1892, da Österreich-Ungarn und Deutschland Russland gegenüber einen großen Vorsprung in der Bewaffnung ihrer Infanterie gewannen. Im Jahre 1848 machte Österreich eine Krisis durch, und im Jahre 1870 hatte Frankreich einen Schwächemoment, welchen Deutschland ausnützte.

Derartige vorübergehende Schwächemomente überstehen gesunde Staatsorganismen ziemlich leicht, wenn sie friedliche Nachbarn haben. Die Sache ändert sich jedoch, wenn ein Staat Absichten hat, deren Durchführung für die übrigen eine ernste Gefahr in sich birgt. Nun brauchen wir kaum nachzuweisen, dass die Eroberung der Balkanhalbinsel und Constantinopels durch Russland ganz Europa bedrohen würde, und darum glauben wir, dass Mitteleuropa gegenüber einem gekränkten, erbitterten, herrsch- und eroberungssüchtigen Riesenstaate sich in einer gefährlichen Lage befindet.

Es wurde mehrfach hervorgehoben, dass Russland sich zu Europa verhalte wie Macedonien zum alten Griechenland. Dieser Vergleich ist sowohl geographisch, als auch historisch zutreffend. Russland nimmt unzweifelhaft eine Ausnahmsstellung ein, und seine Überlegenheit gegenüber jedem einzelnen europäischen Staate wächst fort und fort, da seine Bevölkerung rascher zunimmt als die jeder anderen europäischen Macht, und mit dem Ausbaue seines Eisenbahnnetzes ist es imstande, immer mehr Kräfte in gegebener Zeit auf einem bestimmten Kriegstheater zu sammeln. Auch bietet seine Ausdehnung und die Entfernung seiner Machtcentren von der Grenze in einem Vertheidigungskriege einen nicht zu unterschätzenden Vortheil, weil, wie dies aus dem Feldzuge von 1812 hervorgeht, der Angreifer gezwungen ist, in einer sehr breiten Front vorzurücken, um seine lange Operationslinie zu sichern. Deshalb wäre jeder einzelne Staat in einem Kriege gegen Russland in einer ungünstigen strategischen Lage. Dies führte zur Idee einer Coalition. Der Dreibund ist entstanden, weil die leitenden Staatsmänner der europäischen Centralmächte die Gefährlichkeit von Russlands Bestrebungen

erkannten. Aber es ist seit jeher als eine schwache Seite von Coalitionen bezeichnet worden, dass sie fast immer die zum Handeln günstige Zeit versäumen. Anderseits steht Russland auch nicht vereinzelt da. Seit der Zeit, da es in näheren Contact mit Europa trat, hat es meisterhaft verstanden, den Antagonismus der europäischen Mächte auszunützen. Es wusste sich Jahrzehnte hindurch auf einen sehr guten Fuß sowohl mit Österreich, als auch mit Preußen zu stellen und beiden seine Freundschaft nahezu unentbehrlich zu machen. Gegenwärtig nützt es den Antagonismus zwischen Deutschland und Frankreich aus, und obwohl es mit Deutschland auf gutem Fuße steht, kann es auf die Mitwirkung Frankreichs gegen Deutschland rechnen. Im Oriente kann sich Russland mit Sicherheit auf den einst als einzigen Freund Russlands proclamierten Fürsten von Montenegro verlassen, und wenn auch die Haltung der übrigen Balkanstaaten sich im voraus nicht bestimmen lässt, so dürften doch gewisse, nicht wegzuleugnende in Serbien, ja sogar mitunter selbst in Österreich vorhandene Sympathien, wenn das Kriegsglück sich für Russland günstig erweisen sollte, in die Wagschale fallen. Berücksichtigen wir nun die Ausdehnung Russlands, seine große, rasch zunehmende Bevölkerung, die Besserung seiner Finanzen, den Ausbau seines Eisenbahnnetzes, die fortwährende Entwicklung seines Heeres, die Schaffung neuer Formationen und die Concentrierung des größten Theiles seiner Wehrmacht an der Westgrenze, ferner die Unterstützung, auf die es in Europa rechnen kann, und die notorische Initiative, der es die Möglichkeit verdankt, die zum Losschlagen taugliche Zeit nach eigenem Gutdünken zu wählen, so ist keinesfalls ausgeschlossen, dass Russland im entscheidenden Kampfe mit Europa Sieger bleibt. Darum können wir nicht mit Dr. Peez zuversichtlich behaupten, „gegen Mongolenzüge werde sich der Westen zu vertheidigen wissen", glauben vielmehr, dass die Frage, ob Europa imstande sein werde, sich gegen Russland zu behaupten, derzeit mit Sicherheit nicht beantwortet werden kann.

Es entspricht jedoch nicht dem Temperamente des Europäers, fatalistisch in die Zukunft zu blicken, der Gefahr regungslos entgegenzusehen und sich dem Schicksale zu fügen, bevor alle Widerstandsmittel erschöpft sind. Europa wird sich daher zweifellos wehren; nur damit es auch rechtzeitig Russland den erforderlichen Widerstand entgegenstelle, muss es sich zum klaren Bewusstsein bringen, dass eine ernste Gefahr wirklich vorhanden ist.

Nun war Russland im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts, wie dies aus den damaligen Bevölkerungs- und Culturverhältnissen der europäischen Mächte erhellt, für Europa nicht bedrohlich. Letzteres stand damals unter dem Eindrucke der riesigen Kämpfe, die es zu bestehen hatte, um sich der französischen Übermacht zu erwehren, wobei Russland als Retter Europas erschien. Auch die phantastische Behauptung Napoleons auf St. Helena, wenn er Kaiser von Russland wäre, würde er ganz Europa beherrschen, machte keinen Eindruck, weil Kraftnaturen wie Napoleon selten vorkommen. Bekannter ist die Aussage Napoleons, dass Europa in hundert Jahren entweder republikanisch oder kosakisch sein werde. Der große Kaiser, der den Cäsarismus neu ins Leben gerufen, konnte nicht ahnen, dass das stark erschütterte monarchistische Princip aus dem Constitutionalismus neue Kraft schöpfen werde. Trotzdem, wenn wir den Ausdruck „republikanisch" nicht zu wörtlich nehmen, ist ein Korn Wahrheit in diesen Worten enthalten. Dieselben bedeuten erstens, dass bei Russlands territorialer Ausdehnung ein Moment kommen muss, in welchem es gegenüber dem westlichen Europa eine erdrückende Übermacht darstellt, und zweitens, dass Europa den Kampf um seine Cultur, die in der Selbstbestimmung der Völker und im Parlamentarismus ihren Ausdruck findet, mit dem Gegner dieser Cultur, mit Russland ausfechten muss. Auf die zukünftige Übermacht Russlands machte auch Tocqueville in seinem berühmten Buche „La démocratie en Amérique" die Europäer aufmerksam und sagte, dass zu Ende des 19. Jahrhunderts Russland über 100 Millionen Einwohner haben werde. Aber praktische Politiker müssen nach dem Grundsatze „À chaque jour sa tâche!" vor allem die auf der Tagesordnung stehenden Fragen lösen. Und in der That haben seinerzeit die Rivalität Frankreichs und Österreichs in Italien, Österreichs und Preußens in Deutschland, die griechische Revolution u. s. w. sowie der Kampf der Heiligen Allianz mit dem Liberalismus die europäische Diplomatie vollauf in Anspruch genommen.

Im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts wurde England, welches zufolge des Besitzes Indiens nicht nur eine europäische, sondern auch eine asiatische Macht ist, durch Russlands Erfolge in Asien wie in der Türkei beunruhigt. Es sah mit Unbehagen Russlands Fortschritte im Kaukasus, und die englische Diplomatie bekämpfte die russische sowohl in Teheran, wie in Constantinopel, welches auch für die asiatische Politik eine eminente Wichtigkeit hat. Die Misserfolge der englischen Politik in Teheran und insbesondere der zwischen Russland und der

Türkei abgeschlossene Vertrag von Unkiar-Skelessi alarmierten Mac-Neill, der in Teheran, und David Urquardt, der in Constantinopel untergeordnete diplomatische Stellen bekleidete, und diese beiden talentvollen jungen Männer eröffneten im Vereine mit Baillie Fraser eine Presscampagne. Zu diesem Zwecke gründeten sie ein besonderes Organ, das berühmte „Portfolio“, und nicht nur Tageszeitungen, sondern auch monatliche und vierteljährige Revuen betheiligten sich eifrig an diesem Kampfe. Mit großem Talente schilderten sie die Gefahren, welche Russlands Vorgehen sowohl in Europa, als in Asien für England mit sich bringe, und unter dem Einflusse ihrer beredten Worte bäumten sich die Wogen der Russophobie und erreichten ihren Höhepunkt zu Ende der Dreißigerjahre des laufenden Jahrhunderts, beim Ausbruche des ersten englisch-afghanistanischen Krieges, welchen Mac-Neill russischen Intriguen zuschrieb.

Auf dem europäischen Continente führte Russland als Mitglied der Heiligen Allianz einen erbitterten Kampf gegen den Liberalismus und wurde infolge dessen äußerst unpopulär in allen liberal gesinnten Kreisen, insbesondere aber im Westen, wo bereits liberale Institutionen eingeführt waren. Im Jahre 1848 trat Russland als Retter der durch die Revolution erschütterten Throne auf, und die Thatsache, dass die Wogen der Revolution Russland unberührt ließen und am Throne des Czaren zerschellten, verstärkte in conservativen Kreisen seinen Nimbus, welcher um das Jahr 1850 den Höhepunkt erreichte.

In Frankreich, der Hochburg der Revolution, gelangte Louis Napoleon ans Staatsruder und suchte, um seinen schwankenden Thron zu befestigen, äußere Erfolge auf. Ein Krieg mit dem despotischen Russland war ihm sowohl als Erben der napoleonischen Tradition, wie auch als Repräsentanten der freilich eingedämmten Revolution doppelt erwünscht. Hierbei folgte er, sagt Dr. Gumplowicz in seiner „Sociologie und Politik“, dem richtigen europäischen Instincte, England schloss sich ihm bereitwillig an, und im December 1854 trat den Westmächten das durch den genialen Cavour geleitete kleine Piemont bei. Im Verlaufe des Krieges bemühten sich die Alliierten, auch Österreich und Preußen für sich zu gewinnen, und eine Zeitlang schien es, als ob eine europäische Coalition zustande kommen wolle. Da trat die Verschiedenheit der Interessen und der Bestrebungen der Mächte deutlich hervor. Preußen wollte weder, noch konnte es Russland gegenüber eine feindliche Haltung einnehmen. Österreich wünschte

zum Schlagen Deutschlands Beistand, was letzteres nicht leisten wollte, und hätte als Nachbarstaat sich nur dann an einem Kriege betheiligen können, wenn derselbe große Zwecke, nach deren Erreichung Russland für Österreich ungefährlich geworden wäre, verfolgt hätte. Auch war es höchst unangenehm berührt durch Sardiniens Beitritt zur Trippel-Allianz.

England endlich wollte sich darauf beschränken, Russland, ohne ihm eine Ländereinbuße zu verursachen, zu zwingen, seine Absichten auf die Türkei und das Schwarze Meer aufzugeben. So endete diese Schilderhebung Europas gegen Russland mit kümmerlichen Resultaten, und im Jahre 1870, während des deutsch-französischen Krieges, sagte sich Russland von den auf das Schwarze Meer bezüglichen Bestimmungen des Pariser Congresses los. (Schluss folgt.)

Der Antheil Österreich-Ungarns an den oceanographischen Forschungen der Neuzeit.

Mit einer Kartenskizze.

Von **J. Luksch** und **J. Wolf.**

Fiume. (Fortsetzung.)

Den Beobachtungen über die Temperaturverhältnisse des Seewassers reihen sich naturgemäß jene über das specifische Gewicht desselben an, aus welchem dann die Salinität der geschöpften Wasserproben abgeleitet wird. Der Vorgang hierbei ist, wenn es sich nicht allein um Proben von der Meeresoberfläche handelt, welche leicht zu gewinnen sind, ein umständlicher und zeitraubender. Schon die Handhabung der verschiedenen Vorrichtungen behufs ihrer exacten Functionierung bedarf eines besonderen Augenmerkes, und wird der Erhalt der Probe, soll dieselbe unanfechtbar in Bezug auf ihre Provenienz aus der gewünschten Tiefe oder vom Grunde her sein, umso umständlicher, je weniger günstig die Wetterverhältnisse sich gerade stellen. Trotzdem gelang es, im Laufe der mehrjährigen Expeditionsfahrten ein ausreichendes Material zu sammeln, um im Vereine mit den gewonnenen Temperaturergebnissen als Basis für physikalische Schlussfolgerungen zu dienen. Auf die Art der Gewinnung des Wassers selbst einzugehen,

ist hier nicht gut der Platz, nur mag bemerkt werden, dass die geschöpften Proben nach verschiedenen Methoden der Untersuchung auf ihren Salzgehalt unterzogen wurden, um sichere Ergebnisse zu gewinnen.

Vorerst sei jenen Resultaten Rechnung getragen, welche sich auf die Salinität des Wassers der Adria beziehen, sodann aber auf die Schlüsse übergegangen, welche sich aus den gewonnenen Salzgehaltergebnissen, combiniert mit den gefundenen Temperaturen, ziehen lassen.

1. An der Wasseroberfläche der Adria und in den Schichten nahe derselben nimmt im Sommer die Salinität im Sinne der Längenachse dieses Meeres, also in nordwestlich-südöstlicher Richtung nach dem Mittelmeere hin zu; dabei ist das Wasser unter der italienischen Küste angesüßter als jenes unter der Balkanhalbinsel. Während also Salinität und Temperatur von Norden nach Süden hin wachsen, greift in ostwestlicher Richtung eine andere Erscheinung platz und zwar entspricht dem abgekühlteren Wasser unter Albanien und Dalmatien ein höherer, dem erwärmteren Wasser unter der italienischen Küste dagegen ein geringerer Salzgehalt.

2. Bezüglich des Salzgehaltes des Grundwassers kann ähnlich, wie bei der Temperatur gesagt wurde, eine gewisse Abhängigkeit der Salinität von der Bodenconfiguration, beziehungsweise der Tiefe für viele Theile der Adria nicht geleugnet werden, da häufig der größeren Tiefe auch der größere Salzgehalt entspricht. Doch zeigen sich mehrfache Ausnahmen, deren bemerkenswerteste durch die schon bei Besprechung der Wärmevertheilung erwähnten Grundquellen ihre Erklärung finden. Wo solche vorkommen, ist das Wasser am Grunde bei niederer Temperatur häufig minder salzhaltig als in den darüber gelagerten Schichten. Die Örtlichkeiten, wo dieses stattfindet, wurden bereits früher angedeutet.

3. Was die zwischen der Oberfläche und dem Grunde gelagerten Wassermassen anbelangt, so kann ausgesprochen werden, dass die Salinität mit der Tiefe zunimmt, doch findet dies in den verschiedenen Gebieten der Adria sehr ungleichmäßig statt. So macht sich die Ansüßung des Wassers in den mittleren Schichten an der italienischen Küste — eine Wirkung des Po und der norditalienischen Flüsse — sehr stark mit dem Vorschreiten gegen das Mittelmeer geltend, so finden wir stark angesüßtes Wasser in den dem Grunde nahe gelegenen Schichten auch in jenen Gebieten, wo kalte Süßwasserzuflüsse vom Meeresgrunde aufsteigen.

4. Die Salinitätsverhältnisse im Winter, über welche nur aus dem Gebiete des Quarnero eingehendere Beobachtungen vorliegen, betreffend, kommen alle jene Einflüsse, welche eine regere Durchmischung der Schichten im Winter befördern und bereits in der Darstellung der Temperaturverhältnisse berührt wurden, auch hier zur Geltung und bringen beim Salzgehalt eine weit gleichmäßigere Anordnung in verticaler Richtung hervor als zur Sommerszeit. Die im Sommer wahrnehmbaren Rücksprünge am Grunde fehlen im Winter gänzlich.

Um einen Anhaltspunkt über die Änderungen des Salzgehaltes mit der Jahreszeit zu geben, möge die nachstehende Tabelle hier ihren Platz finden.

Zeit	Tiefe des Grundes in Metern	Mittlerer Salzgehalt der ganzen Schichte in Procent
August . .	66·5	3·82
Jänner . .		3·78
Februar .		3·79
Mai . . .		3·74
October . .		3·79

Wir finden also im August zur Zeit der großen Verdunstung und der geringsten Süßwasserzufuhr den größten, im Mai den geringsten Wert der Salinität.

5. Bezüglich der Übergangserscheinungen im Frühjahr und im Herbst sei nur erwähnt, dass sowohl die Winter-, als auch die Sommerverhältnisse weit nachtragen, d. h. sich in die ihnen folgenden Jahreszeiten hineinziehen.

6. Die täglichen Schwankungen des Salzgehaltes an der Oberfläche sind gering, aber doch nachweisbar und scheinen von der Jahreszeit oder, besser gesagt, von dem Ausmaße der Verdunstung abzuhängen. Eintretende Niederschläge machen selbstverständlich, doch nur auf kürzere Dauer ihre Wirkung geltend.

Als ein weiteres wichtiges Ergebnis, welches die in der Adria vorgenommenen Beobachtungen geliefert haben, muss im Anschlusse an die dargestellte Vertheilung der Temperatur und der Salinität die Erkenntnis der Strömungen hingestellt werden.

Den Nachweis von Wasserbewegungen nach Richtung, Stärke und Mächtigkeit zu erbringen, unterliegt mancherlei Schwierigkeiten im besonderen dann, wenn man nicht in der Lage ist, von einem Fixpunkte

aus beobachten zu können. Aber selbst dann gibt die Observation, sofern sie nicht außerordentlich häufig an derselben Stelle wiederholt wird, zumeist nur die momentane Richtung, welche das Wasser infolge verschiedener Einflüsse, z. B. des Windes nimmt, keineswegs aber den dauernden und vorherrschenden Zug.

In hoher See nun, wo sich zumeist Tiefen vorfinden, welche das Ankern nicht gestatten, kann ein solcher Fixpunkt nicht gewonnen werden. Versucht man es aber, aus einer eingetretenen Schiffsversetzung die Richtung und Stärke einer Strömung nachzuweisen, so erhält man eine Combination zweier Einwirkungen, da nicht nur der Strom, sondern auch der Wind zum Vertragen des Schiffes mitgeholfen hat, der ganze Betrag der Versetzung daher nicht allein auf Rechnung der Wasserbewegung gesetzt werden darf.

Wir haben es daher versucht, eine andere Methode zur Geltung zu bringen, um die Hauptzüge der Meeresströmungen zu erkennen, welche darauf fußt, dass man aus bedeutend vermehrten und womöglich über ein größeres Meeresgebiet ausgedehnten Temperatur- und Salzgehaltsbeobachtungen Strömungen zu constatieren sucht. Dieser Methode scheinen wesentliche Vortheile innezuwohnen, solange es sich eben um die Erkenntnis der Hauptwasserbewegung handelt, da engbegrenzte und durch kurze Zeit vorhandene Strömungen das sie überdauernde Gesammtbild der Salz- und Temperaturvertheilung nicht zu zerstören vermögen. Aus diesem Bilde ist der Einfluss einer verwirrenden Mannigfaltigkeit von Bewegungen eliminiert, während er sich in den Resultaten der directen Messungen geradezu in den Vordergrund drängt. Die aus der eben angeführten Methode für die Adria sich ergebende Wasserbewegung möge nun im Folgenden in kurzen Zügen vorgeführt werden.

Von Süden, bei Corfu beginnend, finden wir einen schweres und sehr salziges Wasser führenden Strom, welcher der Hauptsache nach nordwärts setzt, jedoch einen Zweig längs der Felsen von Samothraki und Fanó nach Westen sendet. Dieser Zweig kreuzt die Adria bei ihrem Eingange und zieht sodann längs der Küsten Süditaliens südwärts. Der Hauptheil des Stromes aber verfolgt seinen Weg trotz der von Norden kommenden Winde nordwärts, wird aber infolge der Achsendrehung der Erde nach rechts abgelenkt und nähert sich der albanesischen Küste, an welche er sich lehnt. An der das Nord- vom Südbecken der Adria trennenden unterseeischen Barrière bei Meleda, Lagosta, Lissa &c. angelangt, sendet der Strom einen weiteren Zweig westwärts, welcher gleichfalls die Adria kreuzt, bei der Halbinsel des

Monte Gargano umbiegt, sich mit der später vorzuführenden italienischen Küstenströmung vereinigt und längs der Gestade der Halbinsel südwärts zieht. Der Hauptstrom dagegen verfolgt seinen ursprünglichen Weg längs der dalmatinischen Inselwelt, durch die Canäle derselben und auch längs der Festlandsküste bis in die Höhe der Südspitze von Istrien, nachdem er Zweigströme in den Canal von Maltempo, den Quarnerolo und Quarnero gesandt, welche, im Golfe von Fiume umbiegend und längs der istrischen Ostküste ziehend, sich bei Promontore wieder mit dem Hauptstrome vereinen. Bei Promontore angelangt, sendet der Hauptstrom endlich einen dritten Zweig quer über die Adria, welcher, wie derjenige längs der früher erwähnten Barrière verlaufend, sich mit der italischen Küstenströmung vereinigt, während der Hauptstrom längs der istrischen Gestade zuerst nordwärts, dann längs der venetianischen Küste westwärts, schließlich südwärts verläuft und zuletzt seinen Kreislauf als italischer Küstenstrom vollendet.

Wie gesagt, führt der als Hauptstrom bezeichnete Zug aus dem Mittelmeere im hohen Maße versalzenes Wasser. Diese Versalzung nimmt im Laufe des Vorschreitens an der albanisch-dalmatinischen und istrianischen Küste nur wenig ab. Erst im Pogebiete angelangt, beginnt eine starke Ansüßung, welche sich bis zur Südspitze von Italien — bei Cap Santa Maria di Leuca — verfolgen läſst. Dieser angesüßte Strom verläuft längs der ganzen Ostküste Italiens, um bei Leuca in das äußere Mittelmeer einzutreten.

Zu den Studien, welche im besonderen Verdienst der Adriacommission, der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und der k. u. k. Kriegsmarine sind, zählen die Untersuchungen über die Niveauverhältnisse und über die Gezeitenströmungen im Adriatischen Meere. Eine kurze Beleuchtung derselben möge hier gegeben werden.

Die von Professor Toaldo gemachten Studien im Lagunengebiete von Venedig sowie die Untersuchungen auf den Stationen der Adria an selbstregistrierenden Pegeln und die Bearbeitung des so gewonnenen Materials durch die Herren der Kriegsmarine Schaub, Müller, Stahlberger und Kleckler haben einiges Licht über die Seespiegelschwankungen für die Dauer von kürzeren Perioden gebracht. So zeigte der jährliche mittlere Wasserstand in der Rhede von Fiume in den Jahren 1868 bis 1871 Abweichungen bis zu 0·13 *m* von dem Gesammtmittel, wohl eine Folge meteorologischer Einflüsse sowie der Meeresströmungen, welche von Jahr zu Jahr Änderungen unterworfen sind. Die stauende Wirkung der herrschenden Luftströmungen, speciell des

Südostwindes erhöht unzweifelhaft den Wasserspiegel im nördlichen Golfe unseres Meeres. Der mit der Bora auftretende hohe Barometerstand im Vereine mit der Richtung dieses Windes bedingt dagegen, zumal längs der nordöstlichen Gestade, eine bedeutende Depression des Niveaus. Als Ergebnis dieser Einflüsse kann nun auf Basis der vorgenommenen Rechnung gesagt werden, dass der mittlere Wasserstand im Sommer und im Golfe von Fiume nahe um 0·2 *m* niederer ist als im Winter.

Was nun die durch Sonne und Mond entstehenden Oscillationen, also die Gezeiten betrifft, gelangte man zu den folgenden Resultaten. In Corfu sind die Hebungen und Senkungen kaum merklich, vorschreitend gegen Triest, nimmt der Hub allmählich zu und erreicht im obersten Golf etwa einen halben Meter. Im Südbecken geschieht die Fortpflanzung der Gezeitenwelle über tiefem Wasser relativ rasch; der Weg von Corfu bis Lesina, etwa 240 nautische Meilen, wird in weniger als einer Viertelstunde zurückgelegt. Von Lesina bis in den oberen Golf, auch etwa 240 nautische Meilen, bedarf die Flutwelle hingegen etwa 3 bis 4 Stunden.

Seichtes Wasser und Canalpassagen verzögern hier die Fortbewegung. Die Gezeitenströmungen sind im allgemeinen wegen der geringen Fluthöhen unbedeutend, erzeugen aber dennoch in den Canälen von Dalmatien wesentliche Modificationen der dort herrschenden Oberflächenströmungen. Die bedeutendste Wasserbewegung im Adriatischen Meere wird durch die Gezeiten in den Lagunen von Venedig hervorgerufen, da deren ausgedehntes Areal nur durch sehr enge Einfahrten mit der hohen See in Verbindung steht.

Noch sei jener Niveaustörungen erwähnt, welche durch den Wind erzeugt werden. In dieser Beziehung spielt der Scirocco die hervorragendste Rolle, da derselbe den von ihm geschaffenen Seegang schon hochflutend in die Adria bringt und dieser, vor dem Sturme herlaufend, die ganze Länge der Adria durchmisst. Im unteren, breiteren Golfe nehmen die Seen gegen Nordwest hin nur nach dem Ausmaße der in diesem Sinne stattfindenden Verengung der Adria, anhaltenden Wind supponiert, zu, bis sie auf die mehrbesprochene Inselbarrière treffen. Hier etwas abgeschwächt, treten sie in das Nordbecken ein, finden im Verlaufe ihres Vorschreitens stets seichteres Wasser und verlieren infolge der Reibung am Grunde wesentlich von ihrer Länge. Die Wellen sind nunmehr stärker geböscht und behaupten noch immer eine relativ bedeutende Höhe.

Der entgegengesetzt wehende Maestral zieht allerdings auch in der Längenachse des Golfes. Da aber diese Luftbewegung vom Lande her eintritt, haben wir einen Seegang von Bedeutung erst in den unteren Partien der Adria zu gewärtigen. Während die Küstenformation südlich der Drino-Bai die Ausbildung der Sciroccowellen hemmt, geschieht jetzt das Entgegengesetzte. Die dem Innern des Trichters zustrebenden Bewegungen werden continuierlich auf kleinere Querschnitte übertragen, die Bewegungsgrößen der einzelnen Wassertheilchen also fortwährend vermehrt. Wir finden daher in der Regel eine namhafte Erhöhung des durch den Maestral erzeugten Seeganges in der Nähe der Enge von Cap Linguetta und am Ausgange der Adria. Bora und Sifanto haben trotz der Heftigkeit, mit welcher sie zeitweise auftreten, eine geringere Wirkung als die früher erwähnten Winde. Sie streichen über einen zu geringen Seeraum, und es können sich die Wellen auf so kurzem Wege nicht voll entwickeln.

Aus dem Gesagten geht nun hervor, wo wir die gewaltigsten Brandungen in unserem Meere zu erwarten haben. Dieselben treten auf: bei Scirocco am Monte Gargano und an den Inseln Lissa, Lagosta, Cazza und Meleda, bei Maestral (Nordwest) am Scoglio Saseno und bei Cap Linguetta.

Wir haben im Vorigen versucht, was an Ergebnissen über die Adria gewonnen wurde, in kurzer Fassung darzulegen, und gehen nunmehr zu jenen Untersuchungen über, welche in jüngster Zeit vorgenommen wurden, das östliche Mittelmeer zum Operationsfeld haben und in ihrem praktischen Theile im Sommer 1893 abgeschlossen wurden — zu den Fahrten Seiner Majestät Schiffes „Pola" 1890, 1891, 1892 und 1893.

Mit dem Jahre 1880, in welches die Expedition der Fürst Liechtenstein'schen Yacht „Hertha"[1]) in der Adria und im Mittelmeere fällt, ruhten zwar die rein physikalischen Untersuchungen in hoher See, da diese Studien in der Adria als abgeschlossen erschienen, von Seite der k. und k. Kriegsmarine jedoch wurde ein wissenschaftlicher Apparat, das Küstenvermessungs-Bureau, in Thätigkeit gesetzt, welches die Aufgabe hatte, für die Vervollkommnung der Seekarten zu sorgen und ein Segelhandbuch herzustellen, das auf der Höhe der gegenwärtigen Kenntnis unseres Meeres stände.

---

[1]) „Physikalische Untersuchungen im Adriatischen und Sicilisch-Jonischen Meere" von J. Wolf und J. Luksch, Pola 1881.

Fast neun Jahre nach der früher gemeldeten letzten Hochseefahrt waren verflossen, als sich die kaiserliche Akademie der Wissenschaften mit dem Chef von Seiner Majestät Kriegsmarine, dem Admirale Freiherrn von Sterneck, zu einer erneuten Aufnahme von wissenschaftlichen Untersuchungsfahrten vereinte, die in einem Umfange vorgenommen werden sollten, welcher der genannten Behörden würdig und nur durch diese möglich erschien. Es galt der Durchforschung eines Seegebietes von mächtiger Ausdehnung, welches, in dem Interessenkreise unseres gemeinschaftlichen Vaterlandes gelegen, bis nun relativ wenig durchforscht war und nunmehr sowohl in physikalischer, als auch in chemischer und zoologischer Richtung studiert werden sollte.

Es sei gestattet, hier der Genesis dieses Unternehmens zu gedenken, wie selbe in den Denkschriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Band 59, der Öffentlichkeit dargelegt wurde.

„Am 11. April 1889 wurde der naturwissenschaftlichen Classe der gedachten Akademie von den wirklichen Mitgliedern, den Herren Hofräthen Dr. Steindachner, F. v. Hauer und J. Hann der nachfolgende Antrag gemacht: Seit einer Reihe von Jahren wurden von verschiedentlichen wissenschaftlichen Instituten fremder Staaten Expeditionen ausgerüstet, um die Tiefen des Meeres, dessen physikalische Verhältnisse, Fauna und Flora &c. zu erforschen. Von Seite Österreichs ist in dieser Beziehung noch wenig geschehen, es wäre daher eine sehr ehrenvolle Aufgabe der Akademie der Wissenschaften in Wien, das bisher wenig erforschte, an die österreichischen Staatsgrenzen heranreichende Mittelmeerbecken in ähnlicher Weise, wie dies von anderer Seite für die Oceane geschehen ist, zu erforschen."

Seine Excellenz Freiherr von Sterneck, Marinecommandant, hat bereits zu wiederholtenmalen seine Bereitwilligkeit geäußert und bewiesen, wissenschaftlichen Forschungen die Unterstützung der k. und k. Marine nach Möglichkeit zutheil werden zu lassen, und mit dieser wichtigen Beihilfe dürfte es der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften nicht schwer fallen, selbst mit verhältnismäßig bescheidenen Mitteln die erwähnten Ziele zu erreichen.

Die obenerwähnten Mitglieder stellen demnach den Antrag, es wolle eine Commission ernannt werden, welche die näheren Details und nothwendigen Mittel in Betracht ziehe und dann die betreffenden Anträge stelle."

Infolge dessen beschloss die mathematisch-naturwissenschaftliche Classe der Akademie, eine Commission, bestehend aus den drei Antrag-

stellern, dann den wirklichen Mitgliedern C. Claus, Ad. Lieben, und Ed. Sueß, zu bestellen. Von Seite der k. und k. Marinesection war auf Ansuchen der kaiserlichen Akademie der Linienschiffslieutenant v. Müller zur Theilnahme an den Berathungen der Commission beigegeben, welcher sich sofort mit dem Programme der Arbeiten, der Ermittlung der sachlichen Bedürfnisse und dem Voranschlage beschäftigte. Schon am 30. Mai 1890 konnten der Marinesection ein Programm und das motivierte Ersuchen um Unterstützung des Unternehmens übergeben werden, welches Ersuchen die folgende Erledigung fand:

„Das Reichskriegsministerium, Marinesection, hat die mit den geehrten Zuschriften vom 10. und 30. Mai d. J. gemachten Mittheilungen betreffs der von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften projectierten Untersuchungen in den Tiefseeregionen des östlichen Mittelmeeres zur Kenntnis genommen.

In voller Würdigung der diesfalls angeführten, den hohen wissenschaftlichen Wert dieser Forschungen beleuchtenden Momente und der namhaften Opfer, welche die kaiserliche Akademie der Wissenschaften dem beregten Zwecke zu bringen gewillt ist, steht die Marineleitung nicht an, ihre Bereitwilligkeit auszusprechen, auch ihrerseits — soweit es die eigenen Mittel gestatten — werkthätige Förderung einem Unternehmen angedeihen zu lassen, welches, als aus der Initiative des ersten wissenschaftlichen Institutes der Monarchie entstanden und von demselben zu leiten, die Gewähr in sich trägt und geeignet ist, dem Namen der Monarchie neue Ehre auf dem Gebiete wissenschaftlicher Forschung zuzuführen.

Das Reichskriegsministerium, Marinesection, erklärt sich daher gern bereit, die von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften angesuchte Beistellung eines entsprechenden Schiffes, vorläufig für eine vierwöchentliche Campagne im kommenden Jahre, sowie die für den speciellen Zweck erforderliche Adaptierung des Schiffes in dem Umfange, wie mit letzterwähnter Zuschrift angegeben, unter der Voraussetzung zuzusichern, dass zu dem in Aussicht genommenen Zeitpunkte normale Verhältnisse herrschen, welche der Marineleitung die freie Verfügung über das Flottenmateriale gewähren, beziehungsweise die Verwendung des Schiffes für den in Rede stehenden besonderen Zweck gestatten. Hinsichtlich der Wahl der Jahreszeit würde sich die Marinesection in Übereinstimmung mit der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften auch von ihrem Standpunkte aus für den Monat August entscheiden.

Schließlich stellt man das Ersuchen, von den Beschlüssen des von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften eingesetzten engeren Comités bezüglich des aufzustellenden Programmes und der anzuschaffenden Instrumente und Apparate seinerzeit in Kenntnis gesetzt zu werden, um darnach die erforderlichen Vorkehrungen im eigenen Wirkungskreise treffen zu können.

Wien, am 18. Juni 1889. Sterneck m. p.,
Admiral."

Damit war die Durchführung der geplanten Untersuchung des östlichen Mittelmeeres aus dem Stadium des Vorstudiums in die Realität getreten, und es sei hier zunächst des Expeditionsschiffes selbst, welches die Marinesection hiefür zur Disposition gestellt hatte, sodann der Adaptierung und der Ausrüstung, endlich der vier Fahrten und ihrer Ergebnisse, soweit solche bis nun klargestellt werden konnten, eingehender gedacht.

Das zur Disposition gestellte Fahrzeug war Seiner Majestät Schiff „Pola", ein Transportdampfer, der schon zu wiederholtenmalen für wissenschaftliche Expeditionen in Verwendung gestanden war (1882 nach Jan Mayen, 1883 nach Kleinasien). „Pola" ist ein Schraubendampfer von 1293 Tonnen Deplacement und mit einer Maschine von 625 indicierten Pferdekräften mit zweiflügeliger Schraube, welche unter günstigen Umständen dem Schiffe eine Fahrgeschwindigkeit von 10 nautischen Meilen in der Stunde ertheilt. Die Länge über alles beträgt 57·25 *m*, die größte Breite 9·1 *m*, der Tiefgang im Mittel 4·5 *m*; der Laderaum fasst 200, das Magazin 97 *t* Kohle. Mit Barktakelage und doppelten Marsraaen ausgerüstet, hat dieser Dampfer 5 Boote und ist mit 2 Geschützen bewehrt. „Pola" gieng am 12. November 1870 vom Stapel und ist in Pola erbaut, während die Maschine bei Whitehead in Fiume construiert wurde. Für Fahrten wie die in Aussicht genommenen kann Seiner Majestät Schiff „Pola" als vollkommen entsprechend bezeichnet werden.

Die Herrichtung des Schiffes für die Tiefsee-Expeditionen erforderte außer der Vorsorge für die Unterkunft des wissenschaftlichen Stabes noch eine Reihe von Adaptierungsarbeiten, so: Installierung der Tiefsee-Arbeitsmaschinen, Erbauung und Einrichtung der Laboratorien sowie der Unterbringungsräume für die Fischereigeräthe und das andere Material. Die Laboratorien wurden in die große Luke eingebaut und dienten gleichzeitig dem Zoologen und Chemiker als Wohnräume. Der Winter 1889 auf 1890 vergieng mit der Herstellung der

Schiffsarbeiten, Herbeischaffung der nöthigen Instrumente, Kabel, Netze und Maschinen. Sämmtliche Auslagen für wissenschaftliche Zwecke bestritt die kaiserliche Akademie der Wissenschaften anfänglich mit 12.000 fl., dann noch weiter mit 5950 fl.

Wir wollen hier die vorwiegenderen Anschaffungen in Kürze vorführen. Für die Operationen des Fischens am Meeresgrunde — Dredschen — wurde eine selbständige Dampfwinde von 30 Pferdekräften bei Fernau in Wien hergestellt, zum Sondieren aber ein Lothapparat von Le Blanc in Paris construiert und geliefert. An Lothdraht wurden 10, an Drahtseilen 12, an Hanfleinen 2 Kilometer käuflich erworben. Die Netze fertigte Sbiza in Pola, die Lothe wurden aus Washington, die Netzgestelle aus Paris, Königsberg und Wien, Schöpfapparate aus Berlin, Tiefseethermometer aus London und Apparate für chemische Untersuchungen sowie zur Bestimmung der Transparenz des Wassers von Kraft in Wien bezogen. Überdies stellten die königlich ungarische Seebehörde und die k. und k. Marineakademie in Fiume eine größere Anzahl von physikalischen und nautischen Instrumenten leihweise zur Verfügung. Das k. und k. Finanzministerium bewilligte die freie Einfuhr der vom Auslande einlangenden Instrumentensendungen, und die Eisenbahnverwaltungen gestanden den an der Expedition betheiligten Persönlichkeiten freie Fahrt zu.

Während dieses Vorbereitungsstadiums wurde von Seite der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften der Custos des kaiserlichen Hofmuseums Dr. Emil v. Marenzeller nach Paris entsandt, um die neuesten, vom Fürsten von Monaco Albert I. eingeführten Vorrichtungen und Verbesserungen für die Fischerei kennen zu lernen, Professor Dr. C. Grobben aber nach Neapel dirigiert, um an der dortigen zoologischen Station vergleichenden Studien zu obliegen. Weiters bestimmte die kaiserliche Akademie den wissenschaftlichen Stab für die Expedition und zwar den Professor an der Wiener Universität Dr. C. Grobben und den Custos Dr. v. Marenzeller für die zoologischen, den Professor der k. und k. Marineakademie J. Luksch für die oceanographischen und den Docenten an der Wiener Universität Dr. Natterer für die chemischen Arbeiten.

Mit Beginn Augusts 1890 waren die Vorbereitungen abgeschlossen und war Seiner Majestät Schiff „Pola" im Centralhafen in den Dienst gestellt. Als Commandant desselben wurde von Seite der k. und k. Marinesection Fregattencapitän W. Mörth, als Detailofficier Linienschiffslieutenant E. Bukovič, als zweiter und dritter Officier wurden

die Linienschiffslieutenants Koß und Körber, als Arzt Dr. Billitzer, als Maschinenleiter Herr Katkič und als Schiffsrechnungsführer Adjunct Pleßl bestimmt.[1]) Die Bemannung zählte, die Unterofficiere eingerechnet, 60 Mann, worunter sich eine Anzahl von Fischern und Tauchern befand.

Zu dieser Zeit traf der Fürst Albert I. von Monaco mit dem Präsidenten der französischen zoologischen Gesellschaft Baron de Guerne in Pola ein, um den ersten Übungen mit den Tiefseeapparaten beizuwohnen, und am 9. August fand eine Probefahrt statt, an welcher sich außer den genannten Gästen die Mitglieder der Tiefseecommission, Obmann Hofrath v. Hauer, Professor Sueß als Secretär der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe und Hofrath Steindachner, Director des zoologischen Museums, betheiligten.

Am 10. August gieng „Pola" vom Centralhafen aus in See. Die Fahrt war zuerst nach Corfu gerichtet. Von hier wurden Vorstöße in die hohe See unternommen und Zante angelaufen, dann gegen das Eiland Stamphani gedampft und, indem man sich nahe der Küste von Morea hielt, über Sapienza nach Cerigo (Kapsala) gesteuert. Sodann kreuzte „Pola" das Mittelmeer südwärts bis auf 15 Seemeilen von der afrikanischen Küste (Ras Hilil auf Barka), wandte hierauf gegen Westen und gieng endlich in der Großen Syrte bei Ben-ghâzi vor Anker. Von dort wurde Curs gegen Cap Santa Maria di Leuca genommen und durch die Adria die Heimfahrt angetreten. (Vgl. Skizze.) Am 19. September kehrte die Expedition nach dem Centralhafen zurück.

Die Reise verlief im ganzen zufriedenstellend, und hielt sich das Wetter, einige Fälle ausgenommen, derart, dass (während der 26 Seetage) fast stets gearbeitet werden konnte. Unter den Hafenplätzen, welche im Verlaufe dieser ersten Expedition von der „Pola" angelaufen wurden, kann Ben-ghâzi als der interessanteste bezeichnet werden.

An der Großen Syrte gelegen und von europäischen Schiffen relativ selten besucht, bietet Ben-ghâzi dem Reisenden in seiner Lage,

---

[1]) Während das Commando durch alle weiteren Expeditionen Fregattencapitän Mörth führte, wechselte der militärische Schiffsstab in der Weise, dass 1891 die Linienschiffslieutenants Danclutti, Laßlo und Mendelein, 1892 die Linienschiffslieutenants Weeber, Kuschel und Linienschiffsfähnrich Stehlik, 1893 gleichfalls Linienschiffslieutenant Weeber, dann aber die Linienschiffsfähnriche Vončina und Adler-Biel eintraten. Als Ärzte waren im Verlaufe der Expeditionen noch die Fregattenärzte Dr. Pečicka und Dr. Pauser, als Maschinenleiter war Ingenieur Höhm eingeschifft.

Bevölkerung und Umgebung mancherlei Neues und Sehenswertes. Auf der Stätte des alten „Berenice" gelegen, von etwa 15.000 Menschen, zumeist Arabern und Negern, bewohnt, mitten im Wüstensande erbaut, ist Ben-ghâzi derzeit der Hauptort der Landschaft Barka und Sitz eines Paschas, welcher die militärische und civile Oberleitung von Stadt und Gebiet innehat. Der Hafen ist schlecht, seicht und nach außen hin von Rocks umsäumt, welche bei auflandendem Winde und Seegange sich sofort durch Brecher kennzeichnen. Die guten Absichten, den Hafen auszubaggern, sind zwar theoretisch aufrechterhalten, aber trotzdem, dass sie zu den Lieblingswünschen der regierenden Paschas gehörten, noch immer fromme Wünsche geblieben. In der That können selbst Schiffe von mäßigem Tiefgange wie etwa die „Pola" nur auf der Rhede ankern, ein Aufenthalt, welcher unter gewissen Wetterverhältnissen recht bedenklich werden kann. Im Hafen befanden sich nur einige Küstenfahrer, afrikanische Schwammfischer und ein kleiner türkischer Kriegsdampfer als Hafenwache, dessen Seetüchtigkeit billigerweise angezweifelt werden durfte.

Die Stadt liegt in einer sandigen Ebene und macht den Eindruck großer Ärmlichkeit. Die Häuser sind nieder, quadratförmig gebaut, flach bedacht und bieten einen einförmigen Anblick. Die wenigen stattlichen Gebäude sind Eigenthum der hier angesiedelten Malteser, etwa 300 an der Zahl. Von einem breiten Platze, dermalen besetzt von dunkelfarbigen Menschen, Maulthieren und Kameelen, gehen die ziemlich ärmlichen Bazars aus, enge, holperige, ungepflasterte Straßen, welche durch Balken vor dem Sonnenscheine theilweise geschützt sind. An den Seiten der Straßen befinden sich zahlreiche kleine Verkaufsläden, in welchen man neben wenigen einheimischen Fabrikaten, wie Decken, Strohgeflecht, rohem Silberschmuck, schlechte Ware aus Europa feilgeboten findet, Calico, Glasperlen, ordinäres Geschirr u. dgl. In den Straßen selbst ein arges Gedränge, viel Lärm und lebhafte Bewegung von Menschen und Thieren, welch letztere trotz der engen Passagen dem Besucher nicht gefährlich werden.

Das zwischen dem Meere und der Stadt liegende Castell ist im Rechteck gebaut, hat an den Ecken Thürme, mit Kanonen bewehrt, zeigt aber alle Spuren des Verfalles und würde ohne Zweifel im Ernstfalle durch die Erschütterung der eigenen Artillerie zu leiden haben. Die kleine Garnison, etwa 500 Mann stark, besteht durchwegs aus Türken und ist im Castell untergebracht. Ein Kloster, von wenigen Mönchen toscanischer Herkunft, ein Häuschen, von italienischen und französischen

Nonnen bewohnt, eine Kirche und einige Moscheen bilden den Rest der öffentlichen Gebäude. Die der Kinderpflege sich widmenden frommen Frauen sind von der einheimischen dunklen Bevölkerung gern gesehen, sie sind beliebte Kinderärzte und gewinnen christliche Seelen auch dadurch, dass sie sterbende Negerkinder taufen.

Die Production des Ortes ist nicht nennenswert; als Haupteinnahmsquelle figuriert das gewonnene Seesalz, welches man in hohen prismatischen Haufen zusammenkehrt und von Ben-ghâzi aus verschifft. Erzeugnisse aus Palmblättern, dann Getreide, Rindvieh gelangen bei guten Verhältnissen zum Export. Der Boden wäre fruchtbar, wenn nicht der zeitweilige Wassermangel bestände. Selbst das Trinkwasser, mit Ausnahme jenes einzelner Cisternen, ist brackig und ungesund. Treten Jahre der Trockenheit ein, so ist jede Production ausgeschlossen, Thiere und Menschen verkommen, und der Hungertyphus hält reiche Ernte. So stand es während unseres Aufenthaltes schon nicht mehr zum besten, und das Geraune, dass die böse Krankheit begonnen habe, kam uns bereits zu Ohren. Drei Jahre darauf ergriff der Hungertyphus die Bewohner in grauenhafter Weise und trat pestartig auf. Infolge langer Dürre fiel das Vieh massenweise und verdarben die Cadaver die Luft. Die Epidemie ergriff nun die Menschen, und fiel derselben die halbe Bevölkerung zum Opfer. Der Kadi und der Gouverneur erlagen der Krankheit. Der Nothlage abzuhelfen war nicht möglich, denn wer kümmert sich um dieses Land? Der Correspondent, welcher diese Nachricht nach Europa vermittelte, sagt: „Di questo desolato paese nessuno si occupa, come se si trattasse di un paese fuori del mondo.” Als heroisch wird von demselben die Frau des Oberrabbiners Fergion bezeichnet, welche in den Tagen der unglaublichsten Noth sich durch heldische Hilfeleistung hervorthat.

Wir nützten die Zeit unseres Aufenthaltes trotz der schweren Augusthitze aus, um kleine Spaziergänge in der Umgegend von Ben-ghâzi vorzunehmen. Ein Palmenhain, im Osten der Stadt gelegen, barg eine Negeransiedlung und brachte einige Abwechslung in die Öde der trüben Sandumgebung. Die Versuche, dort photographische Aufnahmen vorzunehmen, wären fast an dem Widerstande des zarten Geschlechtes gescheitert, welches sich unter argem Geschrei und wenig salonmäßigem Gebaren der Porträtierung zu entziehen suchte. Im übrigen waren die schwarzen Damen nicht ganz uninteressant, speciell in Rücksicht auf ihre sonderbare Toilette und den eigenthümlichen Farbengeschmack. Von Seite des commandierenden Paschas, Ferik Hadschi Reschid, erhielt

Seiner Majestät Schiff „Pola" einen freundlichen nachmittägigen Besuch, und schien den — der Epidemie seither erlegenen — alten Kriegsmann alles an Bord lebhaft zu interessieren. Dass „Pola" keine Kanonen hatte[1]) und doch ein Kriegsschiff war, erregte, wie während aller vier Expeditionen überall dort, wo wir türkisches Gebiet berührten, lebhaftes Erstaunen und vielleicht zumeist auch leises Misstrauen.

Unsere Vorrichtungen und Maschinen dürften mitunter als Ersatz für die fehlende Artillerie angesehen und ihnen eine besonders wirksame und zerstörende Kraft zugeschrieben worden sein.

Nach mehrtägigem Aufenthalte auf der Rhede von Ben-ghâzi, wo wir infolge des hohen Seeganges Tag und Nacht in wenig erbaulicher Weise durch die Rollbewegungen des Schiffes belästigt wurden und nur der Maschinenreparatur halber ausharrten, lichteten wir endlich die Anker und fuhren mit fast nördlichem Curse gegen Cap Santa Maria di Leuca. Ein schweres Wetter nöthigte uns, in der Breite von Stamphani abzufallen und gegen Zante zu steuern, um dann über Corfu die Heimfahrt anzutreten.

Eine eingehende Darstellung der an Bord vorgenommenen Studien und Arbeiten zu geben, müssen wir uns versagen. Einerseits gestatten dies die bemessenen Raumverhältnisse nicht, andererseits würde unseren Leser die Eintönigkeit des täglich aufgearbeiteten Pensums nur allzu bald ermüden. Wir wollen daher an dieser Stelle einen allgemeinen Einblick durch Beschreibung eines einzelnen Arbeitstages geben, was genügt, die Forschungsarbeit zu charakterisieren. Ehe wir darauf eingehen, sei der Einrichtung unseres Schiffes in knapper Schilderung gedacht.

Dank der Sorgfalt der obersten Marineleitung war im Arsenal von Pola alles geschehen, um Unterkunft und Leben an Bord nach Thunlichkeit erträglich zu gestalten. „Pola" ist nicht ein luxuriös eingerichteter Privatdampfer, sondern eben ein Kriegsschiff, bietet aber als solches eine Reihe von Vortheilen, welche sowohl in Bezug auf die Disciplin und Willfährigkeit der Mannschaft, als auch auf das Ansehen im Auslande und die Sicherheit der Navigation schon der eigenthümlichen Verhältnisse wegen bei Privatschiffen nicht gefordert werden können. Dass übrigens für Unternehmungen wie die in Rede stehenden Kriegsschiffe in erster Reihe vorzuziehen sind, ist ein Erfah-

---

[1]) Die Kanonen, welche „Pola" sonst führt, wurden, um Platz zu gewinnen, vor Antritt der Expedition ausgeschifft.

rungssatz, der von allen jenen ausgesprochen wird, welche nicht zum erstenmale an Forschungsreisen zur See theilnehmen.

Das Princip „äußerster Raumausnützung“, giltig für jedes Fahrzeug, galt selbstverständlich auch für die „Pola“. Nachdem dieselbe nicht für wissenschaftliche Reisen, sondern als Transportdampfer gebaut war, musste schon in der Unterkunft des Stabes mancherlei Neues geschaffen werden, um den von sechs auf elf Personen erhöhten Stand desselben unterzubringen. Zu diesem Zwecke wurde, wie an früherer Stelle schon erwähnt, in die große Lucke eine Deckhütte eingebaut, welche, in zwei Räume getheilt, zugleich als zoologisch-chemisches und physikalisches Laboratorium und als Unterkunftsort für zwei der Herren des wissenschaftlichen Stabes, den Zoologen und den Chemiker, zu dienen hatte, während die anderen Herren in den Reservecabinen untergebracht wurden. Raummangels wegen musste auch die Messe getheilt werden und zwar derart, dass ein Theil des Stabes in dem Raum des Commandanten, der andere in jenem der Bordofficiere speiste. Auf reichlich und gut angeordneten Repositorien waren in der Deckhütte die zahlreichen Instrumente, Apparate und Geräthschaften auf eine Weise vertheilt und sichergestellt, dass auch das schlechteste Wetter einen Schaden nicht anzurichten vermochte. Der Feuersicherheit wegen hatte man den Boden der beiden Cabinette mit Metalltafeln belegt, während man den zur Conservierung der Fischbeute in Metallgefäßen aufbewahrten Alkohol außerbord in den Rüsten mittelst Taue festsorrte, um im Falle eines Schiffsbrandes sich desselben leicht entledigen zu können. Die großen Apparate, Geräthschaften und Reservevorräthe waren im Zwischendeck gestaut, wo sich auch die Camera obscura für die Präparierung der photographischen Platten und für die in dieser Richtung vorzunehmenden Arbeiten befand. Die Laboratorien waren mit Ober- und Seitenlicht versehen und gestatteten ausreichenden Zutritt von frischer Luft, welches der dort aufbewahrten Chemikalien und conservierten Seethiere wegen aus Gesundheitsrücksichten unumgänglich nöthig war.

Das Deck des Schiffes verlor viel seines kriegerischen Charakters, denn an die Stelle der ausgeschifften Schiffsartillerie traten Maschinen und Vorrichtungen für die Friedensarbeit.

Mitschiffs zunächst fand die große, von der Akademie der Wissenschaften angekaufte Dampfwinde, backbord daneben die große Kabeltrommel, auf welcher 8000 Meter zehnmillimetrigen Stahlkabels aufgewunden waren, ihren Platz. Vor der großen Dampfwinde war eine zweite,

kleinere installiert, welche die Arbeiten mit dem kleineren, 3000*m* langen 4·5millimetrigen Stahltau ermöglichte.

Zur Leitung der Kabel über Deck waren acht große eiserne Führungsrollen angebracht, durch welche die Stahltroße nach einem Ladebaume und über eine weitere Rolle am Kopfe desselben nach der See lief. Beim Arbeiten wurden an dem daran gesplissten Taue die Netze und die zu versenkenden Vorrichtungen befestigt. Ein Dynamometer gab den Zug an, welchem das versenkte Stahlkabel jeweilig ausgesetzt war.

Steuerbord gegenüber der großen Kabeltrommel war die große Lothmaschine, von Le Blanc in Paris angefertigt, installiert. Dieselbe war für den Dampfbetrieb eingerichtet, und konnten auf der Trommel 10.000 Meter Claviersaiten-Lothdraht aufgespult werden. Ein kleiner Dynamometer gab den jeweiligen Zug an, welchem der Lothdraht ausgesetzt war.

Das große Stahlkabel von 10*mm* Durchmesser bestand aus 42 galvanisierten Stahldrähten und besaß eine Tragfähigkeit von 4500*kg*, das dünne Kabel von 4·5*mm* Durchmesser eine solche von 1000*kg*.

Der zum Lothen verwendete Claviersaitendraht hatte 0·9*mm* Durchmesser und eine Tragkraft von 180*kg*.

Am Vordercastelle endlich war eine kleinere Lothmaschine installiert, welche 2000*m* Draht führte, und waren überdies zwei Rollen mit 2000*m* Hanflothleine als Reserve aufgestellt.

An Fischereigeräthen befanden sich an Bord:

Für das Fischen am Grunde fünf schwere und starke Netze mit Eisengestellen und zwar eine große und eine kleine Bügelkurre, eine Baumkurre, eine Harken- und eine Quastendredsche.

Für die pelagische Fischerei das Chun-Petersen-Schließnetz, das Monaco-Courtinen-Schließnetz, das Oberflächennetz, das Chun-Heusen-Schließnetz, die Monaco-Oberflächenkurre, endlich zwei große Monaco-Tiefseekurren für die Grundfischerei.

Neben diesen Geräthen und Apparaten waren eine große Zahl von Tiefseethermometern, Schöpfapparate verschiedener Systeme, Scheiben verschiedener Größe, endlich photographische Apparate zur Messung des Vordringens der Lichtstrahlen in die großen Tiefen sowie meteorologische Instrumente zur Verfügung.

Wir unterlassen es, eine Beschreibung der bereits mehr oder minder bekannten Vorrichtungen und Instrumente zu geben, und gehen zur Schilderung eines Arbeitstages über.

Da für die Untersuchungen vorwiegend die Tageszeit benützt werden muſste, wurde die Fahrt in der Regel so eingerichtet, daſs man während der Nacht Weg zu machen trachtete und früh morgens an der ersten jener Stationen angelangt war, wo im Laufe des Tages programmäßig beobachtet werden sollte. Zumeist war der Sonnenaufgang der Zeitpunkt, mit welchem die Untersuchungen begannen. Auf dem ausgewählten Stationsort angelangt, stellte Seiner Majestät Schiff „Pola" die Fahrt ein, es wurden alle Mann auf ihre Arbeitsposten gerufen und zunächst die Lothapparate klar gemacht, weil mit der Lothoperation in der Regel begonnen wurde. Bei schönem Wetter verlief diese Operation glatt, und man konnte bei Tiefen bis etwa 3000 *m* darauf rechnen, in einer Stunde mit derselben fertig zu sein; bei schlechterem Wetter, Wind und See, machten sich dagegen mitunter kleine Verzögerungen geltend. Mit dem Loth zugleich wurden am Vordercastell die Thermometer versenkt, dann Beobachtungen über Farbe und Durchsichtigkeit, eventuell über Wellen vorgenommen, eine Reihe von Wasserproben aus verschiedenen Tiefen geholt und sofort im Laboratorium auf ihr specifisches Gewicht geprüft oder dem Chemiker zu Gasanalysen überlassen, endlich meteorologische Daten über Wind, Wetter, Bewölkung, Lufttemperatur und Barometerstand notiert. Während dieser physikalischen und chemischen Untersuchungen machte man alles klar zur Versenkung des Grundnetzes. Die Stahltroße wurde durch die Führungsrollen geschoren und das Netz hierauf an deren Ende befestigt. Nach Vollendung der Lothung begann die Versenkung der Bügelkurre. Das Schiff wurde selbstredend durch entsprechende Manöver über den Ort gehalten, was bei Wind und See mancherlei Verzögerung in dem Ablaufen des Kabels zur Folge hatte. Es muſste dieses Ablaufen langsam geschehen, damit das Netz nicht unklar werde. Da überdies die Länge des abgelassenen Kabels nicht nur den Betrag der Grundtiefe, sondern um ein Drittel, eventuell die Hälfte desselben mehr ausmachte, war die Operation recht langwierig. Bei 3000 *m* konnte man auf etwa zwei Stunden Ablaufzeit und auf mindestens ebensoviel für das Einholen des Netzes rechnen, was mit der Zeit von einer halben Stunde, welche hindurch dasselbe am Grunde geschleift wurde, viereinhalb bis fünf Stunden, mitunter auch darüber ergab. Während des Versenkens des Netzes und des Aufholens wurde alles vorbereitet, um die gemachte Beute zu sichern. Es wurden der Siebtisch gesetzt, Wassergefäße hergerichtet u. s. w. War das Netz heraufgeholt und über den Siebtisch gebracht, so entleerte man dasselbe von unten durch Lösung des Bundes,

und nun begann das Suchen, Sichten, Sondern und Aufbewahren. Mit dem Aufholen des Netzes waren in der Regel die Operationen an einer Station vollendet, und „Pola" setzte sich in Bewegung, um zu dem nächsten Punkte zu gelangen. Je nachdem sich die Aufenthalte an den verschiedenen Stationen herausstellten, wurden tagsüber eine, zwei, zuweilen — wenn das Wetter die Fischerei nicht zuließ — auch drei und vier Beobachtungsstationen gewonnen. Morgens und abends, vor und nach Sonnenuntergang ward, wenn es angieng, mit dem Oberflächennetz, nachmittags, wenn die Zeit zu einer Tiefseedredschung nicht mehr langte, mit den Schließnetzen in den Zwischentiefen gefischt. Um 8 oder 9 Uhr abends erschienen die Arbeiten abgeschlossen, „Pola" nahm dann die Fahrt wieder auf, um am andern Tage mit Sonnenaufgang den neuen Arbeitsplatz erreicht zu haben. In dieser Weise wurde die gegebene Zeit verwendet und in Häfen nur dann eingelaufen, wenn die Ergänzung von Kohlenvorräthen und Lebensmitteln oder das Bedürfnis, die Maschine einer Reinigung zu unterziehen, hierzu zwangen.

Wie bereits im Früheren erwähnt, war der Verlauf der ersten Expedition ein nicht ungünstiger, und die Ergebnisse waren befriedigend. „Pola" hatte sich bestens bewährt, und da es sich im Grunde hauptsächlich um die Durchführung einer Reihe von Studien und Fischereioperationen handelte, fiel die relativ mäßige Geschwindigkeit des Dampfers wenig in das Gewicht. Der ersten Forschungsexpedition folgten drei weitere. Schon während der ersten konnte man sich der Anschauung nicht verschließen, dass das von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zur Durchforschung ins Auge genommene Gebiet, das östliche Mittelmeer vom Meridian des Cap Leuca bis zur syrischen und thracisch-macedonischen Küste, zu ausgedehnt sei, um, wie ursprünglich geplant, auf drei Fahrten untersucht zu werden. Schon der weite Weg von der Adria nach dem Operationsfelde nahm von der bemessenen Zeit einen erklecklichen Theil und zwar desto mehr in Anspruch, je weiter das Ziel nach Osten rückte. Die Bewilligung einer vierten Ausrüstung der „Pola" von Seite der k. und k. Marineleitung musste daher doppelt dankbar aufgenommen werden. Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften bestimmte nun für die zweite Fahrt, 1891, welche sich auf 56 Tage gegen 42 der ersten auszudehnen hatte, das Gebiet zwischen Cerigo, Ras Haleimah, Alexandrien und der Insel Candia sowie den südwestlichen Theil des Ägäischen Meeres nördlich und westlich der letztgenannten Insel zur Durchforschung, und bewegte sich

demgemäß die Fahrt der „Pola" über Lissa nach Westcandia und Cerigo, von dort nach der Sudabai, Santorin und nach Ostcandien (Grandesbai). Von Ostcandien aus wurde die Traversade nach Alexandrien angetreten, dann längs der afrikanischen Küste bis Ras Haleimah gesteuert, das Mittelmeer gegen Candien hin neuerdings gekreuzt, hierauf das Gebiet an der Südküste Candiens exploriert und endlich über Cerigo und Milo nach dem Piräus gesteuert, wo sich der wissenschaftliche Stab ausschiffte, da „Pola" nicht direct nach der Heimat zurückkehrte, sondern eine weitere Mission in den nördlichen Gewässern des Archipels durchzuführen hatte. Am 22. Juli 1891 begonnen, endete die Expedition am 8. October des genannten Jahres. Auch diese zweite Expedition erwies sich fruchtbar an Ergebnissen, doch verkümmerte während der beiden Passagen über das Mittelmeer das eingetretene schwere Wetter im besonderen die Vornahme der Grundfischerei. Während dieser Reise gieng das erstemal und zwar unter der lybischen Küste ein Grundnetz verloren und musste man sich noch befriedigt fühlen, dass beim Reißen der Troße kein Menschenleben gefährdet wurde; dafür war ein wesentlicher Erfolg bei den Untersuchungen der Meerestiefen durch Lothungen zu verzeichnen. Man betrachtete nämlich bis dahin im Meeresgebiet zwischen Afrika, Griechenland und Sicilien als größte Tiefe die von dem italienischen Kriegsdampfer „Washington", Capitän Magnaghi, gefundene Senkung von 4067 *m*. Auf der Fahrt der „Pola" durch das gedachte Seegebiet wurden aber noch zwei größere Coten und zwar die eine von 4400, die andere von 4080 *m* Südwest von Cap Matapan, etwa 50 Seemeilen von demselben entfernt, constatiert und schon Vermuthungen ausgesprochen, dass der neuentdeckte Tiefgrund mit der westlicher gelegenen Depression Magnaghis in keinem Zusammenhange stehe, sondern ein durch einen unterseeischen Rücken getrenntes selbständiges Senkungsfeld darstelle. In Übereinstimmung mit der Marineleitung beschloss die kaiserliche Akademie, dieses Gebiet die „Polatiefe" zu benennen, welche Tiefe man nunmehr als die größte Depression des Mittelmeeres betrachten kann.

Als von speciellem Interesse wäre gelegentlich dieser zweiten Fahrt das relativ wenig besuchte Santorin zu bezeichnen, da diese vulcanische Insel dem Naturforscher, vorweg dem Geologen des Interessanten viel zu bieten vermag. „Pola" ankerte auf der im Jahre 46 nach Christo aufgestiegenen Insel Thia, welche später wieder versank und nunmehr eine von Tiefwasser umgebene Bank bildet.

Santorin erscheint, je nachdem man den Anblick von der See oder vom Inneren des Golfes genießt, im argen Gegensatz. Von außen mit Weingärten bepflanzt, im saftigsten Grün prangend, bieten die inneren Abstürze eine recht düstere Front dar. Thera, Therasia und Aspro Njisi sind die nunmehr getrennten Reste der einstigen Kraterumfassung, innerhalb welcher sich jetzt tiefes Wasser befindet. In historischer Zeit entstanden im Inneren des großen Kratersees Paläa Kaymeni im Jahre 196 vor Christo, Thia 46 nach Christo — später, wie gemeldet, wieder versunken — und 1573 Mikra Kaymeni. 1650 fand eine große Eruption ohne Inselbildung statt, 1711 auf 1712 bildete sich ein Kegel Nea Kaymeni, 1866 auf 1870 entstanden endlich die Neubildungen des Georgskegels und der Aphroessa. Die Laven der Kaymenen, obwohl petrographisch einander gleich, differieren in Structur und Färbung, sind dunkelgrau, pechsteinartig, dunkelschwarz oder braunschwarz gefärbt.

Der erlauchte Verfasser des Werkes „Einige Worte über die Kaymenen", Erzherzog Ludwig Salvator von Toscana, sagt: „Diese dunklen Lavamassen der Kaymenen und ihre öden emporragenden Krater stehen da als drohende Mahnung der sie umgürtenden Inseln, gleichsam jeden Augenblick bereit, sie durch neue Kataklysmen zu zerstören. Der Vulcan schlummert nun, und auch die Erdbeben sind seit der letzten Eruption von 1866 seltener und schwächer geworden." — „Friedlich und glücklich leben die Bewohner Theras, um die nächste Zukunft unbesorgt, und man gab gleichsam in böser Ironie der ewig aufgeregten Erdscholle den Namen ‚Santorin', den man von Sancta Irene — Heiliger Friede — ableiten will. Man sieht, wie Genügsamkeit, einfache Sitten und Abgeschlossenheit von der bösen, tückischen Welt hinreichen, um selbst in rebellischer Natur Menschenglück zu schaffen."[1])

Die folgende, dritte Expedition begab sich am 16. August 1892 in See. Die in diesem Jahre gestellte Aufgabe — Durchforschung der syrischen Gewässer — war eine ausgedehnte, denn das Operationsfeld lag entfernt von der Heimat und die bemessene Zeit für die Reise war mit etwa 70 Tagen eine relativ beschränkte. Es galt demgemäß, das zu durchforschende Gebiet möglichst schnell zu erreichen und auf dem Wege dahin nur die allerdringendsten Nachtragsarbeiten auf dem bereits untersuchten Arbeitsterrain auszuführen. Zu solchen

---

[1]) „Einige Worte über die Kaymenen", Prag 1874.

Ergänzungsarbeiten gehörten die durch eine Reihe von Neulothungen durchzuführende Begrenzung der Polatiefe und die Constatierung der Candia und Afrika am Plateau von Barka verbindenden unterseeischen Brücke. Auf dem eigentlichen Operationsfelde, der Syrischen See, welche weder genügend durchlothet noch genau durchforscht war, gab es ausreichend zu thun. Reichliche Auslothung behufs Erkennung des Verlaufes des Seebodens, physikalische, chemische und zoologische Untersuchungen waren die gestellten Aufgaben. Zeit, Raum und sonstige Verhältnisse waren bestimmend bei Entwerfung der Route, welche so gewählt wurde, dass die wenigst gekannten Theile in erster Reihe aufgesucht und nach Maßgabe der erübrigten Zeit auch die etwas besser bekannten Gebiete in Arbeit genommen wurden. Man durchfuhr die Adria und lief diesmal Corfu nicht an. Bei Cap Leuca wurde gehalten, um die Instrumente und Vorrichtungen zu erproben und der neuen Mannschaft Gelegenheit zu geben, die Handhabung derselben kennen zu lernen. Ein kleines Missgeschick, das unter Umständen ein großes hätte werden können, begleitete unseren ersten Dredschversuch. Wir fischten statt Bewohner des Meeresgrundes das von Brindisi nach Zante führende unterseeische Telegraphenkabel. Obwohl eine sorgfältige Untersuchung an Ort und Stelle uns einigermaßen die Beruhigung gab, dass dasselbe nicht verletzt sei, zogen wir es doch vor, statt, wie in unserem Plane gelegen, in See zu bleiben, nach Zante einzulaufen, um uns von der dortigen Direction der Eastern Telegraph-Company directe Sicherheit zu holen, dass wir keinen Schaden angerichtet haben. Diese Sicherheit erhielten wir im vollen Maße und verließen tags darauf beruhigt Zante, um Cerigo anzulaufen, wo wir unsere Post einnahmen. Auf dem Wege nach Cerigo constatierte „Pola“ durch eine Reihe von Tiefseelothungen die Selbständigkeit der „Polatiefe“, sohin die Existenz des diese Tiefe von der „Depression des Washington“ trennenden unterseeischen Rückens.

Von Cerigo ausgelaufen, steuerte „Pola“ südlich an Candia vorbei mit Curs nach Alexandrien. Auf diesem Wege wurde das unterseeische Plateau, etwa 2000 *m* unter der Meeresoberfläche zwischen Candia und Barka verlaufend, nachgewiesen und dann ohne weiteren Aufenthalt nach Alexandrien gefahren. Von dort steuerte man in gebrochenen Linien, sich mehr oder weniger den Nilmündungen nähernd, längs der Küste und lief dann Port Said an. Hier fand ein zweitägiger Aufenthalt statt, man nahm Lebensmittel ein und bereitete sich zu längerem Verweilen in See vor.

Port Said, an einer Weltverkehrsstraße gelegen und wohlbekannt, mag der näheren Beschreibung entrathen, doch sei angeführt, dass der Ort im steten Wachsen begriffen und aus dem Stadium eines aus passageren Wohnstätten bestehenden Aufenthaltsortes in jenes der soliden Städte mit steinernen statt hölzernen Häusern, einer guten Gasbeleuchtung und wohnlichen Hotels getreten ist. Trotz der ungepflasterten Straßen, welche der Trockenheit wegen zwar des Kothes entbehren, hiefür aber viel Staub aufweisen, macht Port Said entschieden den Eindruck einer modernen Stadt. Zahlreiche Kaufläden mit Artikeln aus allen Ländern der Erde, rechtwinkelige Straßen, in denen ein Publicum aller Racen, Nationen und Farben lebhaft verkehrt, erinnern allerdings daran, dass man sich nicht in Europa befindet. Nach neueren Angaben soll Port Said 26.000 Einwohner zählen. Für den Besucher der Stadt gibt es indes nur mäßige Abwechslung, denn die Cafés mit den gewagten Aufführungen durch noch gewagtere Künstler und Künstlerinnen, die ägyptischen „Phantasien" und die trotz der Maßnahmen der Regierung noch immer florierenden Spielhöhlen bieten nur wenig Anziehendes.

Den Suezcanal befuhren wir nicht, da unsere Route nordwärts lief, doch konnten wir von dem letzten Bassin aus, wo wir vor Anker lagen, die kolossale Frequenz anstaunen, welche diese Wasserstraße erreicht hat. Einige officielle Angaben über den Durchzug von Schiffen und Passagieren mögen hier vorgeführt werden. Im Jahre 1891, also im Jahr vor unserer Anwesenheit dort, passierten 4207 Schiffe mit 198.126 Personen den Canal. Die Canaleinnahme zwei Jahre früher, 1889, betrug 66,167.579 Francs und ist stets im weiteren Wachsen begriffen.

Nach 48stündigem Aufenthalte verließen wir Port Said, um die Syrische See untersuchend zu kreuzen. Da gerade in diesem Jahre die syrische Küste von der Cholera heimgesucht war, erschien es angezeigt, die dortigen Häfen zu meiden, um nicht infolge deren Berührung bei der Heimreise in eine fatale Contumaz zu verfallen. Wir kreuzten daher von Port Said aus in langen Borden nordwärts, näherten uns der Küste bis auf Sichtweite und entfernten uns dann wieder in See auf 50 bis 100 Meilen, hierbei stets Nordbreite gewinnend, um endlich in Larnaka auf Cypern, wo günstige Verhältnisse herrschten, vor Anker zu gehen. Wir waren während dieser zweiwöchentlichen Kreuzung vom Wetter ausnahmsweise begünstigt.

Der weitere Verlauf der Reise vollzog sich in der Weise, dass „Pola" von Larnaka aus Cypern ostwärts passierte und bei Mersina,

nahe dem Golfe von Alexandretta, vor Anker gieng, dann den Canal dreimal kreuzte, in die Caramanische See, welche bis nun gar nicht durchforscht war, zwei Vorstöße machte, um endlich in Makri einzulaufen und die sehr dringende Maschinenreinigung vor Antritt der Heimreise vorzunehmen. Da man weder in Makri noch in Rhodus die Kohlenvorräthe ergänzen konnte, wurde ein Abstecher nach Syra unternommen, dort Brennmaterial an Bord genommen und hierauf die Heimfahrt angetreten. Am 24. October traf „Pola" in dem Centralhafen ein.

Es erübrigt nur noch, der letzten, abschließenden Expedition im Mittelmeere zu gedenken und den Verlauf derselben in kurzen Zügen zu skizzieren, ehe wir auf die Ergebnisse unserer Untersuchungsfahrten übergehen. Das Ägäische Meer und zur Ergänzung ein Theil der Caramanischen See waren die Ziele für das Jahr 1893. Die Durchforschung der Dardanellen und des Marmarameeres sowie des Bosporus, so wünschenswert dieselbe gewesen wäre, musste diesmal unterbleiben, da die osmanische Regierung hierzu nicht den Consenz geben wollte. Die Reisedauer war auf 12 Wochen bestimmt, die Ausfahrt auf den 16. Juli festgesetzt.

Mit Rücksicht auf die Entfernung des Operationsfeldes, die Reisedauer, die Beschaffenheit des Ägäischen Meeres, die vielfache Gliederung der Küsten und die reiche Inselwelt musste der Reiseplan mit Sorgfalt festgestellt werden. Im Gebiete des gedachten Meeres liegt der Schlüssel für die Erkenntnis des Austausches der Gewässer des Schwarzen und des Mittelmeeres. Eine Vervielfältigung der Beobachtungsstationen, deren Anlage nicht in hoher See allein, sondern auch in thunlichst vielen Passagen zwischen den Inseln sowie zwischen diesen und dem Festlande gemacht werden musste, weiters ein mehrfaches Abfahren, wo Strömungen zu vermuthen waren, erschienen dringend geboten. Da man der vorgeführten Verhältnisse wegen auf weitere Nachtragsarbeiten in den bereits sechsmal befahrenen Gebieten westlich von Griechenland verzichtete, begab sich „Pola" vom Centralhafen aus sofort nach Cerigo, um nach achttägigem, der Fischerei gewidmetem Aufenthalte über Milo nach Syra zu steuern und Kohle einzunehmen. Während unseres Aufenthaltes dort theilte das österreichische Viceconsulat dem Commando mit, dass in dem Canale zwischen Delos und Rhenea der österreichisch-ungarische Schooner „Eghira" (Capitän Martinolich) aus Lussin auf die Felsen gerathen war, und dass die von einem griechischen Unternehmer mit einem kleinen Dampfer gemachten Bergungsversuche sich als unfruchtbar erwiesen

hatten. Aufgefordert, unterstützend einzugreifen, beschloss der Commandant sofort nach Erhalt dieser Nachricht, die gewünschte Hilfe zu bringen und noch am 8. August Syra mit Curs gegen Delos zu verlassen. Dort angelangt, fand man das gestrandete Fahrzeug auf den Felsen festsitzend, steuerbord gekrängt und mit Rundhölzern gestützt, achter tiefliegend und theilweise mit Wasser gefüllt. Die mäßige, von Nordost kommende See brach sich bereits über das Heck. Der Capitän des Schooners gab an, dass sein Fahrzeug nach Candia bestimmt, mit Ziegeln geladen und infolge Verwechslung der Einfahrt auf die Felsen gerathen sei, bereits 17 Tage dort festsitze, und dass die bis nun gemachten Versuche freizukommen vergeblich wären.

Der Commandant beorderte sofort den Detailofficier, Linienschiffslieutenant Alfred Weeber, sowie einen zweiten Herrn, Linienschiffsfähnrich Adler-Biel, mit einem großen Theile der Schiffsbemannung zur Hilfeleistung. Die große Holzbarcasse wurde mit Pumpen, Pützen und Taucherapparaten 2c. ausgerüstet und begab sich zu dem Schooner, während „Pola" nahe demselben vor Anker gieng. Leider wollten die Anker auf den sich dort am Grunde vorfindenden Felsplatten nicht halten, was angesichts des mählich auffrischenden Windes, des zunehmenden Seeganges und des Umstandes, dass sich hinter der „Pola" auf wenige Schiffslängen entfernt ein Riff befand, die Lage des Expeditionsschiffes nicht ganz unbedenklich machte und den steten Gebrauch der Maschine erheischte. Indessen war man an Bord des Schooners an die Arbeit gegangen, hatte das mitgenommene Lecktuch gesetzt und war des in den Raum eingedrungenen Wassers zum Theile Herr geworden. Von einem Trockenlegen des Schiffsraumes konnte jedoch insofern keine Rede sein, als das Fahrzeug mehrere Lecke aufwies und man nicht zu allen beschädigten Stellen gelangen konnte. Es wurde nun zu Versuchen geschritten, den Schooner flott zu machen, und man brachte zu diesem Zwecke Troßen von Bord der „Pola" sowie auch von Bord des kleinen, früher erwähnten Hilfsdampfers aus. Die Versuche scheiterten, weil, wie sich herausstellte, bei dem nöthigen starken Zuge das eingekeilte Fahrzeug in Trümmer gegangen wäre. Da sich überdies die Troße der „Pola" infolge eines misslungenen Manövers des Hilfsdampfers in dessen Schraube verfieng und gekappt werden musste, auch Wind und See erheblich zugenommen hatten, gab der Commandant bei einbrechender Dunkelheit weitere Versuche auf, lichtete und umfuhr Delos, um am südlichen Eingange zwischen dieser Insel und Rhenea einen gesicherten Ankerplatz aufzusuchen, den nächsten

Tag aber die Bergungsversuche zu wiederholen. Hierzu kam es jedoch nicht, da das nächtliche Wetter den Schooner von neuem mit Wasser gefüllt hatte, der Capitän sein Fahrzeug für aufgegeben erklärte und für jede weitere Hilfe dankte. Capitän und Bemannung kehrten von Syra in die Heimat zurück.

Von Delos aus wurde in die Caramanische See gesteuert, um die 1892 gefundene Depression von 3591 *m* zu begrenzen. Man fand bei dieser Gelegenheit unter anderen bedeutenden Tiefen auch eine von 3865 *m*, etwa 20 Meilen östlich von Rhodus, nunmehr die größte, welche in diesem Theile des Mittelmeeres bekannt wurde. Nach vollendeter Abgrenzung des gedachten Tiefgrundes wurde durch den Canal von Rhodus nach dem Ägäischen Meer zurückgesteuert und hierauf längs der kleinasiatischen Küste nach Samos, Port Vathi, der Residenz des Fürsten dieser Insel, Kara Theodori, gedampft. Wir fanden Port Vathi in großer Bewegung. Eine Revolte war gerade niedergeschlagen worden, welche ausgebrochen war, weil der Beherrscher der Insel einige von der Phyllorera ergriffene Weingärten in Brand stecken ließ. Etliche der Empörer fielen den Kugeln der Fürstengarde zum Opfer, ein Bataillon Türken wurde nach Vathi in Garnison dirigiert, und die Bewegung kam alsbald zur Ruhe. Da das ganze Einkommen der Insel auf der Weincultur beruht, mag das brüske Verfahren des Fürsten wohl seine Rechtfertigung finden. Kara Theodori, ein hochgebildeter, sprachgewandter Mann, gab der „Pola" die Ehre seines Besuches, nahm alle Einrichtungen auf das eingehendste in Augenschein und zeigte hohes Interesse und vollstes Verständnis für die Ziele und Zwecke der Expedition. Trotz der aufgeregten Stimmung am Lande waren wir beim Besuche desselben ganz unbehelligt geblieben.

(Schluss folgt.)

Franz Nissel.

Von **Walter Bormann.**

München.

Am 20. Juli 1893 ist Franz Nissel aus diesem Leben geschieden. Ein zum Höchsten hinanstrebender Geist, dass dieser deutsch-österreichische Dichter das war, wer zweifelt daran, der mit erweiterter Brust je das Wehen seiner geistigen Gestaltungskraft in sich aufnahm? Und dennoch hat ihn das Glück auf das kärgste bedacht;

wo es seine dichterische Arbeit mit Erfolg krönte, versagte es ihm den Platz eines dauernden Wirkens, mit Weib und Kindern hat es ihn der Noth preisgegeben, nachdem er Werke geschaffen, die der Stolz der Mitwelt hätten sein dürfen, und seine weiche Seele musste es erdulden, wie seine theure Lebensgenossin, bereits dem Tode nahe, sich abmühte, ihm im Erwerbe des täglichen Brotes beizustehen. Nicht dass er wie manche Poeten in seinen Dichtungen den Strebungen seiner Zeit den Rücken gekehrt hätte, keineswegs! Nissel hat mit tiefster Nachempfindung der freiheitlich politischen und nationalen Richtungen seiner Zeit gedichtet, aber er that es mit einer Reinheit und Höhe, die dem alltäglichen Geschmacke nicht unmittelbar entgegenkam, und der lärmende Markt des Alltages hat nur wenig nach ihm gefragt. Und so würden wir am Ende jene elegische Auffassung vom Dichterlose vertreten, die in den Begnadungen der Muse nur ein tragisches Geschenk, ja, wie mehrere behaupten, einen Fluch erblickt? Es ist in der Gegenwart üblich geworden, mit kühlem Verstande über derlei Klagen und Anklagen und das damit verbundene Mitleid hinwegzugehen und sich auf glücklichere Dichterlose, auf das Leben eines Sophokles, Shakespeare, Goethe, auch wohl eines Schiller zu berufen. Nennt man aber diesen letzten, soll man dabei den eigenen Sinn der Goethe'schen Worte ernster bedenken:

„Er durfte sich bei uns im sichern Port
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen."

Wie viele große Dichter sind es, denen dieser „sichere Port" gefehlt hat! Dass Shakespeare in seiner Vaterstadt sesshaft blieb und seine Güter dort noch ansehnlich mehrte, dass Goethe schon in glücklicher Jugend eine bevorzugte Stellung in der Stadt erhielt, in der er als Greis sein mächtiges Auge schloss, dass auch Schiller nach unruhigem Wandern im kleinen Thüringer Lande einen festen Sitz erlangte, das vor allem ist es gewesen, was ihre Dichterkraft stärkte und hob; es gab ihnen Ruhe, Stetigkeit und göttliche Klarheit. Sicherlich gibt es daher glückliche Geschicke, mit denen oft gerade die Herrlichsten der Dichter von der Vorsehung gesegnet scheinen, aber man hat nicht recht, und es ist Härte und schwerer Undank, jenen Unglücklichen deshalb das Mitleid zu verweigern, die ohne solche feste Zuflucht des Lebens und Schaffens suchend und tastend dem rauhen Schicksale zum Spielballe dienen wie Camoëns und Cervantes, bei uns H. v. Kleist und Ludwig. Auch Hebbel erreichte erst spät einen behaglichen Lebenssitz, mit dem sich ihm gleichzeitig ein weit höheres Be-

wusstsein seiner Kunstaufgaben einstellte. Unstet aber, bar jeder treuen Förderung des Schicksals war das Leben Franz Nissels vom Anbeginn.

In einem Gasthause zu Wien wurde er bei einer eiligen Durchfahrt seiner Mutter (14. März 1831) geboren als Siebenmonatkind, das schon als frühzeitiger Eindringling auf die Erdenwelt nur ein halbes Anrecht besaß. Die Eltern waren Schauspieler, und hin und her gieng ihre Wanderschaft zwischen den größeren Städten Österreichs, Preßburg, Graz, Prag, Brünn, Linz, Lemberg, bis zuletzt der Vater, der den Künstlernamen Josef Korner führte, eine feste Anstellung am Wiener Burgtheater bekam. Für Erziehung und Unterricht des Knaben waren diese Wanderungen ungemein störend, und allerhand trübe Schickungen, sogar vorübergehende ernstere Zwiste, die zwischen seinen trefflichen Eltern ausbrachen, dazu Todesfälle in der Familie warfen schon in das Kindergemüth düstere Schatten. In Linz verlor er seinen viel älteren Lieblingsbruder, der ihm bei ausgezeichneten Gaben und Eigenschaften als Mentor in allen Dingen unbeschreiblich theuer war. In Lemberg vereinsamte der Knabe in jenem heranwachsenden Alter, dessen Eindrücke die dauerndsten Spuren hinterlassen, durch die fremde polnische Umgebung in Stadt und Schule und die Achtlosigkeit der Lehrer gegen den deutschen Schüler immer mehr, und er hatte erst später Anlass, den Polen einen reicheren Antheil von seinem Mitgefühl zu schenken, das allen Unterdrückten galt. Diese Gemüthsweichheit wurde auch Ursache, dass er den damals noch nicht emancipierten Juden, die er aus Romanen und Theaterstücken als die Verfolgten kannte, seine ganze Theilnahme schenkte. Ohne äußere Ablenkung wandte sich sein Geistesleben völlig nach innen, und das Lesen von Romanen, namentlich den Zeitschilderungen Eugen Sues beschäftigte ihn täglich. Durch Sue wurde sein Mitleid mit allen Armen und Elenden noch bedeutend verstärkt. „Noch heute, im Alter," so schreibt Nissel „nachdem ich doch so manche Ernüchterung und Abhärtung erfahren, kann ich es meinem Schicksal nicht vergeben, dass es mich nie in die Lage kommen ließ, eine Wohlthat von Belang zu erweisen, in großem Sinne ein Helfer in der Noth zu sein." Es ist die Selbstbiographie des Dichters, der wir diese Stelle wie alle bisher gegebenen Mittheilungen entnehmen. Sie reicht bis in das 18. Lebensjahr (1849) und wird dann von Tagebuchblättern und Briefen ergänzt, die mit ihr unter dem Titel „Mein Leben" aus des Dichters Nachlasse durch seine treue Schwester Karoline jüngst vereinigt und herausgegeben sind (J. G. Cotta Nachfolger, Stuttgart 1894).

Durch dieses Buch sind wir so glücklich, von Nissel selbst die zuverlässigsten Nachrichten über seine Geistesentwicklung zu besitzen, die vorzeitig wie seine Geburt eintrat und daher von der Selbstbiographie, obschon sie allzu bald abbricht, mitumfasst wird. Sehr merkwürdig ist der starke Trieb zur Religion, der, da im elterlichen Hause niemals von ihr die Rede war, gerade deshalb den Dreizehnjährigen schon in Lemberg in desto eigenartigerer und selbständigerer Weise erfasste. Um wenige Jahre älter, fühlte der Wiener Gymnasiast den Beruf eines religiösen Prophetenthums in sich und arbeitete, um Gründer einer neuen Religion zu werden, an einer eigenen Einleitung zur Bibel (1847 bis 1849), von der die vorhandenen Proben der Biographie angeschlossen sind. Die Selbstgeständnisse und die Kritik, welche in vorgerücktem Alter Nissel gerade hierüber liefert, sind von ganz besonderem Werte. Wie eine geistige Trübung, vielleicht wie Größenwahn wollte ihm da alles erscheinen, und es sind herzbewegende Zeilen, die man über sein vergebliches Ankämpfen wider seinen Hang zur Einsamkeit liest: „Umsonst! Wie Felsengebirge thürmte es sich mir entgegen, wie Abgründe that es sich auf, mich zu scheiden von der Menschheit, an deren Geschicken ich mit oft blutendem Herzen Antheil nahm, für die ich alles zu opfern so lange, für mein Glück viel zu lange bereit und entschlossen war. Vergebens harrte ich auf meine Zeit, sie ist niemals gekommen! Es war eben ein Hauptfluch meines Lebens, dass ich zu meiner eigenen Qual mit meinen Gesinnungen und Empfindungen, Urtheilen und Überzeugungen fast immer ganz allein gestanden bin. Das war es zumeist, was mich die Menschen fliehen machte, weil ich es zu furchtbar deutlich empfand, dass ich unter ihnen zum Verräther an mir selbst und dem mir Heiligsten werden oder einer gegen alle kämpfen müsste, und dass für diesen Kampf meine Kräfte nicht im entferntesten zureichten." Gewiss! Solche Bekenntnisse legen von der Macht des jungen Geistes unwidersprechbares Zeugnis ab, der diese Spannung zwischen seinem Standpunkte und dem Meinen der ganzen Welt überhaupt dermaßen empfand und als Reformator sie auszugleichen sich sehnte, auch wenn er zuletzt hierfür seine Ohnmacht begriff. Wohl lag ein Leiden des Gemüthes dieser fortwährenden Disharmonie zugrunde; allein wie viele Krankheiten sind es nicht, die aus Fülle der Gesundheit entspringen! Je kräftiger ein Geist ist, dem alle Auswege zu raschem, fruchtbarem Gedankenaustausche mit anderen Geistern verlegt werden, desto mehr läuft er Gefahr, in sich selber zu ersticken. Das Christenthum als die

Religion der Entsagung war ihm verleidet, und er suchte nach einer Religion, welche zunächst den Ansprüchen des Menschen auf das Diesseits genügethat, ohne dass er deshalb etwa an der Unsterblichkeit gezweifelt hätte. Die Unvergänglichkeit der Materie neben dem täglichen Hinsterben des Geistes war ihm undenkbar. Sein sonst so klarer Geist sagte sich aber nicht, dass die Entsagung in dieser Welt so oft gerade das Zeichen hoher und edler Seelen ist und, wie nichts sonst, ein über das Diesseits erhobenes Jenseits bezeugt. Ohne die Härte und die Schwere irdischer Verhältnisse würde die Hoffnung auf eine bessere Welt auch trotz des Todes in uns nicht lebhaft werden. Nur ein jugendlicher Optimismus ohne Weltkenntnis und Erfahrung konnte sich so verirren und die ideale Glückseligkeit auf Erden suchen. Plötzlich aber ward dieser ungestüme Jugendsinn durch die Weltereignisse in eine ganz andere Bahn gelenkt, die für sein späteres Dichten bestimmend geworden ist: die Völkerbewegungen von 1848 begeisterten ihn für die Fragen von Freiheit und Vaterland. Die äußerst anschauliche und ausführliche Beschreibung der Wiener Revolution durch Nissel zeigt, wie vortrefflich dieser träumerische Jüngling beobachten und auffassen konnte, wenn er in den Strom des wirklichen Lebens hinein versetzt wurde, welche unmittelbare Wärme, welcher Humor auch ihm da zugebote standen. Bei einer im übrigen unregelmäßigen Gymnasialbildung, die er nach seiner Vernachlässigung in Lemberg mit angestrengtestem Fleiß zu ergänzen hatte, als er am Schottengymnasium in Wien Aufnahme fand, hatte er sich bereits durch einsame Geschichtsstudien, vornehmlich durch Rottecks Weltgeschichte, für den richtigen Antheil an diesen Ereignissen vorbereitet, bei welchen er sogar mit der Flinte in der Hand nicht ohne Muth ein wenig mitspielte. Abgesehen von diesem lebhaften Antheil an Weltvorgängen fand sein Hang zur Einsamkeit auch damals neue Nahrung, da er sich an seine Wiener Mitschüler, die weit jünger waren als er, schwer anschloss. Unter ihnen befand sich auch Ferdinand v. Saar, mit dem erst 20 Jahre später der Dichter treue Freundschaft eingieng. Nur mit einigen israelitischen Knaben der Classe, zu denen ihn selbst wieder sein Mitleid mit den Unterdrückten zog, trat er langsam in einigen Verkehr. Unter ihnen befand sich sein späterer Busenfreund, der begabte Siegmund Schlesinger, der aber auch erst nach einer Werbung von zwei Jahren sein ganzes Herz gewann, so dass er ihm sein tiefstes Geheimnis, seine platonische Liebe für eine Italienerin des Ballets, anvertraute. Und diese Schwärmerei des Jünglings für ein

Mädchen, dem zuliebe er das Italienische lernte, obwohl er auch dann nie ein Wort mit demselben wechselte, dauerte mehrere Jahre. In seiner Zurückgezogenheit gab sich ferner Nissel damals ganz dem Genius Shakespeares hin, dessen Werke er durch Recitationen sich immer besser zueigen machte, um sich zugleich für den Beruf des Schauspielers, den er damals noch im Sinne hatte, und die Aufgaben eines Volksredners zu schulen. Wie schlecht sich der künftige große Reformator mit dem Komödianten vertragen würde, daran dachte er nicht. Sein Fleiß in der Schule und alle diese stillen leidenschaftlichen Übungen und Gluten im Vereine mit Mangel an der rechten körperlichen Bewegung und frischer Luft beeinflussten seine Gesundheit auf das schädlichste. So wurde er unfähig, ein Berufsstudium und ein festes Amt zu ergreifen. Schon aber hatte er seinen wahren Lebensberuf gefunden, der ihn hieß, in groß angelegten Geschichtsbildern den Geist der Menschheit heraufzubeschwören und die Kluft zwischen Vergangenheit und Gegenwart zu überbrücken. Der Kampf um die theuersten Güter der Völker wurde sein Stoff, und „Claudius Civilis" und „Perseus von Macedonien" waren seine ersten Dichtungen; es begann auch ein gemeinsames dramatisches Arbeiten mit Siegmund Schlesinger, das eine Reihe von socialpolitischen Stücken hervorbrachte, die uns bisher unbekannt sind, aber durch die Art solchen zumeist bei größeren Aufgaben nicht glücklichen Zusammenwirkens kein günstiges Vorurtheil wecken. Immer und überall ist aber schon damals dasjenige, was die Wahl seiner socialpolitischen Stoffe bestimmte, ein wahrhaft großer Schmerz gewesen über den finsteren, klösterlichen Zwang, welcher ihn bereits auf der Schule peinigte, über seine Enttäuschungen und die menschliche Schwachheit und Kleinheit, die ihn im Verlaufe der Revolution anwiderte, und wenn allerdings in diesem Schmerze sehr viel Übertriebenes war, so war doch auch ebenso viel Echtes darin: der Zug zu großen, willensstarken Naturen, zu Heroen und heroischen Thaten. In seinen wichtigsten Tragödien ist dieser Geist vorherrschend geblieben; man findet ihn in „Perseus", „Heinrich dem Löwen" und im Opfertode der „Agnes von Meran". Ehe wir zu diesen Werken übergehen, wollen wir nur im allgemeinen den Wert der auf die Selbstbiographie folgenden Tagebuchblätter und Briefe (1849 bis 1893) hervorheben. Sie enthalten viele geistvolle politische Bemerkungen, höchst anschauliche Reisebriefe und die Bekenntnisse über die furchtbare tragische Noth seines Lebens, über die Fruchtlosigkeit seines Schaffens. Diese Klagen sind nicht etwa deshalb unberechtigt, weil schon in der Jugend Nissels

eine größere Anzahl seiner Dramen auf angesehenen Bühnen zur Darstellung kam, und sie stehen auch nicht im Widerspruch mit dem Selbstbewusstsein einer starken Persönlichkeit.

Welchen Gewinn hat denn ein Dichter davon, wenn vorübergehend hie und da eines seiner Werke selbst mit bestem Erfolge bei den Theatern Aufnahme findet, wofern ihm die Gelegenheit zu einer eigentlichen dichterischen Laufbahn und einem Zusammenleben mit der Bühne abgeschnitten wird? Dieses Schicksal erlitt Nissel; denn seine besten künstlerischen Erzeugnisse wurden abgelehnt, und in Wien hat Laube wie an Hebbel so an ihm darin arg genug gesündigt. Hier hätte Laube, der als Führer des „Jungen Deutschland" so gern für das Zeitgemäße eintrat, die Gelegenheit gehabt, Dichtungen zu unterstützen, die im besten Sinne aus dem freien Geiste der Zeit geboren waren. Aber es war seine Sache nicht, junge Talente wirklich zu heben, und er glaubte wunders wie viel zu thun, wenn er von solchem jungen Manne in Gnaden einzelne Stücke zuließ; denn wohin kommt ein Theaterdirector, wenn er sich mit dem Fliegenschwarme jugendlicher Poeten einläßt? Wer vermag die Stimme des Genius zwischen diesem Tagesgesumme zu unterscheiden? So ist Nissel trotz ehrendster Aufnahme einzelner Werke nie zu einem anhaltenden, tiefer greifenden Verkehre mit dem Publicum und nie zu einer leiblich gesicherten Lebensstellung gelangt. Dies zu wissen aber thut der Welt und den sogenannten Pflegern der Kunst recht sehr noth, zu hören von der Qual, die er noch viel mehr als um sich, um Weib und Kind erlitt. Nissel schrieb diese Klagen nicht einmal für die Welt, sondern insgeheim in sein Tagebuch, und in welcher Gestalt sie in die Fortsetzung der Biographie übergegangen wären, ist ungewiss. Man würde auch fehlgehen, wenn man meinte, dass es einem Kopfe, der in den Tagebüchern genug Proben treffendster politischer Betrachtungen gibt, sicher leicht gefallen wäre, seine Begabung praktisch bei einer Zeitung zu verwerten. Der Dichter selbst fühlte nur zu gut, dass er für solchen täglichen Verdienst nicht geschaffen sei, und dass es bei ihm immer der stillen Zurückziehung auf sich selbst und tiefster Sammlung bedurfte, um einen Gedankengewinn zu ziehen. Seine Vereinsamung mag man bedauern; aber dieses geistige Arbeiten in der Stille war ihm unentbehrlich wie vielen Dichtern und Gelehrten. Einem Dichter bietet sich nicht immer sofort ein Amt, das zu seinen tiefsten Anlagen stimmt, und das er wohl versehen kann, und wenn er es kann, ist es große Gunst; kann er aber nicht in anderer Richtung wirken, ist dann der

Dichterberuf, der mehr als ein anderer die tiefe, volle Hingabe des Geistes verlangt, nicht an sich beiweitem genug, und sollte er nicht ausreichen, einem edlen Künstler seinen Lebensunterhalt zu verschaffen? Fordert man doch von keinem anderen Berufe eine Ausübung sonstiger Thätigkeiten, auch von manchem Schriftsteller nicht, dessen Leistungen tief unter jeder künstlerischen Art stehen; warum also heischt man nur vom echten Dichter mit aller Gewalt, dass er sich auf den Markt begebe, anstatt dass endlich einmal der Markt zu ihm kommt? Nach irdischen Erfahrungen freilich kann man es fordern; aber auf anderer Seite liegen die geistigen Pflichten.

Im Jahre 1878 wurde Nissel mit dem Schillerpreise für seine „Agnes von Meran" geehrt, ein namentlich von Julian Schmidt hochgestelltes Drama, das nach unserer Meinung nicht einmal sein bedeutendstes ist, und gleichwohl trug solche äußere Ehre ungemein viel dazu bei, den Dichter bei seinen Landsleuten bekannter zu machen. So sind oft äußere Ursachen entscheidend für Berühmtheit oder Unberühmtheit. Zu jenen der letzteren Art zählte es, dass Nissel seine Stücke fast immer nur für den Bühnenversandt drucken und nicht im Buchhandel erscheinen ließ, ja sogar manche ganz in seinem Pulte behielt. An mehreren überraschenden Auszeichnungen fehlte es für ihn trotzdem nicht. Bei der Säcularfeier von Grillparzers Geburtstag bestimmte ihm der Gemeinderath seiner Vaterstadt Wien einstimmig ein Ehrengeschenk, und er ward überdies zum Ehrenmitgliede der Grillparzergesellschaft ernannt. Am 14. März 1891, am 60. Geburtstage wurden ihm von kunstbegeisterten Männern und Frauen und von Vereinen warme Huldigungen gespendet. In Wien insbesondere war Nissel noch durch die ununterbrochenen durchschlagenden Erfolge, welche seine „Zauberin am Stein" am Burgtheater unter Wilbrandts Leitung von 1882 bis 1888 errang, zu größerem Ansehen gelangt. Nachdem der Dichter, der, an einem Lungenemphysem leidend, 1892 bis 1893 in Meran verweilte, in Gleichenberg an einer plötzlich aufgetretenen Nierenkrankheit gestorben ist, haben wir Aussicht, dass noch manche seiner bis jetzt unbekannten Werke in die Öffentlichkeit kommen und auch andere, früher aufgeführte, die dem Gedächtnisse der Gegenwart entrückt sind, wie „Ein Wohlthäter", „Dido" u. s. w., im Buchhandel erscheinen werden.[1]) Dieser Vorrath

[1]) Inzwischen ist den „Ausgewählten dramatischen Werken" 1892 ein Band „Dramatische Werke, Zweite Folge" (Cotta'sche Buchhandlung, Stuttgart 1894) hinzugefügt worden, enthaltend „Jakobiten", „Königsrichter", „Dido" und

befindet sich in den Händen seiner Schwester Karoline, und durch sie wie durch seine Kinder, namentlich die in Meran verheiratete Tochter, die ihm noch kurz vor seinem Ende bei der Geburt eines Enkels höchste Sorge und Freude bereitete, werden auch die in seiner Biographie noch vorhandenen Lücken zu vervollständigen sein. Vordem sind biographische Nachrichten über Nissel spärlich und oft irrthümlich verbreitet worden, und er selbst beschwerte sich, dass man einen Zeitungsaufsatz, dessen Verfasser ihn vor seinem 20. Lebensjahre und nur auf das allerflüchtigste kannte, der also in sein Wesen unmöglich so vorgedrungen sein konnte, wie er vorgab, und der Wahres und Falsches durcheinander mengte, als „Biographie" verwertete, und dass auf solche Weise viel Irrthum und Entstellung sogar in das wichtige Wurzbach'sche Lexikon übergieng. So schrieb Nissel mir in einem Briefe: „Dass z. B. Kritik und Publicum sich meinem ‚Perseus' gegenüber spröde verhielten, ist ungenau; denn das Publicum, welches bei den Aufführungen zugegen war, hat mich mit Beifall ausgezeichnet, ja bei der ersten Vorstellung ihn so stürmisch kundgegeben, dass ich zweimal bei offener Scene zu erscheinen gezwungen war und nach den Actschlüssen auch noch wiederholt gerufen wurde, obwohl die mir befreundeten Personen, die im Theater waren, noch kein Dutzend ausmachten u. s. w. Das Schicksal, sich nicht lange zu halten, theilte es übrigens damals mit sehr würdigen Werken berühmtester Autoren, mit Freytags ‚Fabiern', Heyses ‚Sabinerinnen', Otto Ludwigs ‚Maccabäern' u. s. w." Auch rügte es Nissel, dass in solchen Biographien ihm Stücke zugeschrieben wurden, die gar nicht seine Werke seien, und dass man bei seinen Jugendversuchen, die kaum eine größere Bekanntschaft verdienten, ungebürlich verweile.

Die Ehe schloss Nissel 1864 mit einer jungen Witwe, der Opernsängerin Margarete Konrad, geb. Reichsfreiin Binder von Kriegelstein, die ihm schon 1868 entrissen wurde. Da der Familienbesitz ihres Geschlechtes Majorat war, so war seine Gattin vermögenslos. In seiner Ehe gerade zeigt sich der Dichter durch das Tagebuch von der menschlich rührendsten Seite. Eine Tochter und zwei Söhne entsprangen aus dieser Ehe, die alle auch an des Vaters Leiche standen. Auch ein Bild Nissels ist dem Buche „Mein Leben" beigegeben, welches nach

„Zauberin am Stein", deren Besprechung wir uns diesmal entziehen, da die des weiteren in Aussicht gestellten Veröffentlichungen aus dem Nachlasse noch keinen Abschluss fanden.

einer im März 1892 aufgenommenen Photographie seinen edlen Kopf noch bei anscheinend trefflicher Gesundheit zeigt. Indes klagte er brieflich an mich 1892 über sehr qualvolle körperliche Zustände, deren Schilderung mich beim Lesen tief erschütterte, wenn ich gedachte, dass bei solchem Leiden immer noch die Muse treu bei ihm auszuharren schien, und dass der Glanz aller Ideale und des Schönen vor seinem inneren Auge nicht wich unter finsteren Leidenswolken und Gespenstern, die er zuletzt im Ringen nach freier Selbsterkenntnis durch Abfassung seiner Lebensbeschreibung verscheuchte. Gab ihm die Welt nichts, so konnte sie ihm doch nichts entreißen, aber empfangen von ihm durfte und wird sie stets mehr den unverlierbar reichen Schatz seiner Gaben.

Mit einigen unter diesen haben wir es jetzt zu thun, indem wir uns Nissels „Ausgewählten dramatischen Werken" (J. G. Cotta Nachfolger, Stuttgart 1892) zuwenden. Über das fünfactige Trauerspiel „Perseus von Macedonien" berichtet der Dichter selbst im Vorworte: „Es entstand schon sehr früh, nämlich im Jahre 1853; man könnte es also mit Fug und Recht ein Jugendwerk nennen — wobei ich jedoch bemerken muss, dass meine Jugend eine sehr ernste war, ja dass ich eigentlich keine Jugend gehabt. Auch habe ich dieses Trauerspiel volle acht Jahre in meinem Pulte ruhen lassen, es dann wieder vorgenommen, um- und durchgearbeitet und in der gegenwärtigen Form vollendet." Einundzwanzig Jahre mithin zählte Nissel erst, als er ein Werk dichtete, welches durch seinen großen und kühnen Wurf in Anbetracht solchen Alters in Erstaunen setzen muss. Bei seiner Aufführung im Burgtheater (1862) entfesselte das Werk einen Beifallssturm, von dem sich der bescheidene Dichter gestehen durfte, dass „die Räume des alten, ehrwürdigen, nunmehr vom Erdboden verschwundenen Musentempels ihn so nicht allzu oft erlebt haben". Zwar hat sein Stil darin nicht jene dramatischen Kanten und Schärfen, wie solche durch ungewöhnliche Wortstellungen und verschränkte Sätze bereits Kleist, auch Ludwig, am meisten aber Hebbel in ihrer Sprache hervorbringen; gleichwohl entspricht der sprachliche Ausdruck vollkommen dem mächtigen Gegenstande, bei dem es sich um Sein oder Nichtsein eines stolzen Königreiches handelt und mit der rücksichtslosen römischen Begierde der schrankenloseste Hass eines seltenen Mannes sich misst, der, zur Abwehr der Gewalt mit Gewalt auf alle Weise entschlossen, das Verwegenste sinnt und thut, um Rom zu schaden. Die Gewohnheit, mit der heutzutage viele Kritiker alle dramatischen Verse als wässerige Jambensprache

abfertigen, würde dieser Dichterrede gegenüber kein Glück haben. Sie ist, man muss es sagen, durch und durch kraftvoll und gedrungen, ja oft von wahrhaft granitener Wucht und kann im Munde der rechten Darsteller, die ihren Sinn in allen Abwechselungen gut zu treffen wissen, vorzüglicher Wirkungen gewiss sein.

Nissel schildert den Gegensatz in zwei Brüdern, den Söhnen des Königs Philipp III. von Macedonien. Beide sind voller Seelengröße, der jüngere, Perseus, ist der unbeugsame Gegner, der ältere, Demetrius, der Freund und Bewunderer Roms, dessen erstaunlicher Größe er sich, während er als Geisel von frühem Knabenalter an in der Tiberstadt lebte, nicht hat entziehen können; außerdem fesselt ihn die schöne und heimatsstolze edle Römerin Aurelia, die ihn mit Liebesnetzen umstrickt hält zum Vortheile Roms. Allein sie liebt ihn nicht, sie verachtet ihn wegen seiner Unterwürfigkeit und hält den gefühlsweichen Jüngling für keinen Helden. Es kommt die Stunde, da sich diese Meinung als Irrthum herausstellt, denn als die Römer eine Empörung gegen seinen Vater Philipp bewerkstelligen, kann nichts Demetrius zur Theilnahme an derselben bewegen, und seiner Befreier sich erwehrend, lässt er sich in die Gefängnishaft zurückführen, in die ihn der väterliche Wille deshalb gebannt hat, weil er durchaus seiner Liebe zur Römerin nicht entsagen will.

Er wählt so die Unterwerfung unter den Vater, gegen den er keine Kindespflicht verletzen mag, obschon er seinen gewissen Tod erwartet. Der jetzt offenkundige Hohn Aurelias bestärkt ihn nur in solchem duldenden Heldenthume, anstatt ihn wankend zu machen. Perseus, der Bruder, ist es nun, der trotz seiner starken Liebe zu ihm seinen Tod vollstreckt, nachdem er mit allen Mitteln, sogar mit Verleumdung den König gegen ihn aufgebracht und ihm die Genehmigung abgerungen hat; er hält den Untergang des Rom zugeneigten Demetrius für unbedingtes Erfordernis, wenn Macedoniens Selbstständigkeit gerettet werden soll, und so lässt er ihn vor seinen Augen vollbringen (Höhepunkt der Handlung in Act 3). Er vermag das zu thun, obgleich in ihm eine immer heißere Leidenschaft für jene Aurelia sich entzündet hat, die auch ihn vom ersten Male an, da sie ihn sah, mit einem Gefühle betrachtete, das sich ihr selbst ungeachtet ihres Unglaubens an alle Größe, die nicht in Rom emporwuchs, immer klarer als bewundernde Liebe enthüllt. Das Ende seines Bruders feiert Perseus selbst mit den Worten:

„O, so wie Du starb keiner je auf Erden,
Wird keiner sterben je! So still verklärt,
So lächelnd wie im Traum, selbst zum Willkommen
Die Hand dem Tode reichend! O mein Bruder!
So, so viel hohen Muth besaßest Du,
Dem eigenen Geschick zu trotzen — keinen,
Zu glauben an des Vaterlandes Heil!"

Es ist eine höchst bewegte Scene, als das aufgewiegelte macedonische Volk und die Römer eben Demetrius zum König ausrufen und Perseus auf die Bühne stürzt, seinem Vater, den römischen Kriegern und der Menge verkündend, dass kein Demetrius mehr sei. Sofort heftet sich der Argwohn an diesen Brudermord, und man will ihn als eine That wilden Ehrgeizes und neidischer Eifersucht auslegen. Wie wenig der letztere Vorwurf ihn treffe, hat Perseus selbst bewiesen, als er, den lebenden Demetrius noch zum Verzichte auf das Römerweib gemahnend, den Schwur leistete, auch selber Aurelia zu entsagen:

„Nie mein nennen will ich sie,
Die zu besitzen jeder Herzschlag fordert;
Abfaulen soll der Arm, der sie umschlänge!
Die Lippen sollen mir im Tod erstarren,
Die sich im Kuss den ihren nahen wollten! U. s. w."

Aurelia, die nur unter Römern Helden anerkennen will und sich heftig sträubt, den Macedonier zu bewundern, belauscht seine Thränen um den getödteten Bruder. Als Perseus ihre Gegenwart gewahrt, springt er wild vom Boden auf:

„Ha!
Empor! Empor! Verflucht der Augenblick,
Der Dir mich schwach gezeigt! Vertrockne, Thräne,
Die mir die Wange netzt!
Aurelia. Vertrockne, Thräne,
Verhasste Thräne, die auf dieses Antlitz
Der Mannheit Stempel drückt! — Du liebtest ihn.
Nicht niederer Ehrgeiz, nicht die Eifersucht
Hat Deine Hand geleitet. Dich verstehend
Und Dich bewundernd, sink' ich in den Staub."

Leidenschaftlich weist der Jüngling sie von sich, aber Aurelia ruft:

„Es sprengt die Brust, die es verschließen wollte;
Ausrufen muss ich es: Ich liebe Dich —
Du bist der größte Mann, den ich gesehen!

Perseus. So schützt mich, Manen des Erschlagenen!
Aus meiner Nähe fort! Sie droht Verderben.
Aurelia. Wie bist Du schön im Sturme Deines Wesens!
O, wüsste ich, dass Deine Eisenarme,
Indem sie mich umschlängen, mich erstickten,
An Deine Brust laut jubelnd möcht' ich stürzen,
An ihr verhauchen schon ist Seligkeit!
Perseus. Aurelia! — ‚Abfaulen soll der Arm,
Der sie umschlänge!' Schatten meines Bruders,
Ich halte meinen Schwur! Nicht Eifersucht,
Nicht sündige Begier hat Dich erschlagen,
Beweisen will ich es. An Deinem Grabe
Ein blutig Sühnungsopfer will ich bringen:
Ins Schattenreich send' ich die Braut Dir nach.

(Zieht das Schwert und hält es wie einen Dolch empor.)

Weil ich sie liebe, muss Aurelia sterben!
Sieh her! Ich räche Dich an ihr — und mir.
Aurelia. Stoß zu! Was hemmt die aufgehob'ne Hand?
Stoß zu! Es ist der eine Liebesdienst,
Den ich allein von Dir begehren darf,
Den Du allein gewähren kannst.
Perseus. Dich tödten —
Im Augenblick des Aufruhrs meiner Seele —
Dich tödten — rasch — und überwunden haben?
Nein! Nein! Zu leichte Prüfung meiner Stärke!
Zu gnädige Vergeltung meiner That!
Aurelia. Gib mir den Tod, dass meine Schmach hier ende!
Gib mir den Tod, dass Deiner Größe Ruhm
Vollendet zu den ew'gen Sternen bringe!
An meiner Leiche wird die Welt Dich schauen
Und Dich verstehn.
Perseus. Dich morden meiner Größe?
Wann hab' ich meiner Größe je gemordet?
Zieh hin — Dein Tod frommt nichts dem Vaterlande!
Ich bin kein Römer, will kein Römer sein —
Nach Thaten geiz' ich nicht, damit zu prahlen.
Ich trete nicht hinaus, den blut'gen Dolch
Dem Volke vorzuhalten und zu schreien:
‚Seht her, für Euch ward dieses Blut vergossen!'
Ich bin kein Römer, will kein Römer sein. —
Zieh hin! Dich scheiden sehn und Dich nicht halten —
Dich lebend wissen und mit Dir nicht leben —
Von Dir geliebt, selbst, selbst Dich von mir stoßen —
Das will ich — dazu will ich mich verdammen —
Geist des Erschlagenen! Du bist gerächt!

(Er stürzt hinaus.)

Aurelia (zu sich selbst).
Zieh hin und lebe, trag', so lang' Du lebst,
Den Todfeind Roms im Herzen, Römerin!
Die Götter strafen furchtbar meine Schwäche —
Geist des Erschlagenen! Du bist gerächt!"

Mit einem so bedeutenden und tief eindringenden Seelengemälde schließt der dritte Aufzug, und damit hat der Dichter zugleich die volle Willensreinheit und Seelengröße des Helden am rechten Punkte der Handlung in helles Licht gesetzt. Die Ökonomie ist wie in der Einführung, in den ersten Erregungsmomenten und auf der Höhe auch bei der weiteren Fortsetzung der Handlung die glücklichste. Von der Erlahmung des dramatischen Lebens, das mit dem Beginne des vierten Aufzuges selbst bessere Stücke zeigen, ist hier nichts zu spüren. Jetzt erst hebt die wahre Sendung des Perseus an, die er gegen Rom zu erfüllen hat, sein Streit mit der Widersetzlichkeit seiner Landsleute, die in althergebrachten Regeln das Heil suchen, wo er selbst klar und klug die Bedürfnisse des Augenblickes abwägt, seine fruchtlosen Bemühungen, durch Überredung etwas auszurichten, bis er sich gezwungen und berechtigt glaubt, allein noch der Gewalt zu vertrauen:

„Heißt Tyrannei, die Welt zum Heile zwingen,
Sei Perseus den Tyrannen beigezählt!"

Als ein wilder, aber immer willenskräftiger, in seiner Kraft ungebrochener Barbar vernichtet er jeden, der seinem Thun widerstrebt. An Erfolgen fehlt es seiner schonungslosen Thatkraft nicht, aber wohl fehlt es dem Volke, für das er ringt, an Begeisterung und Anhänglichkeit an seine Person und damit auch an Liebe für die von ihm vertretene Sache. Nach herrlichen Siegen ist ein einziger Zufall, ein Versehen in der Schlacht bei Pydna imstande, ihm die Niederlage zu bereiten. In Samothrake will der Priester dem flüchtigen König, weil er Brudermörder sei, im Tempel der Dioskuren den Schutz verweigern und zeigt ihm die traurige Irrbahn seines verwegenen Strebens:

„Kein Zufall macht die heil'ge Sache sinken,
Für die des Edlen hohe Tugend ringt!
Durch keines Zufalls Laune reißt das Band,
Das Menschenherzen an den Guten knüpft!
Der letzte Sieg bleibt nur der reinen Größe,
Und wär' er durch des Reinen Tod erkauft."

Trotzdem verzeihen die Dioskuren zuletzt das schwere Verbrechen dem Verfolgten. Perseus will nicht selbst sich tödten. Die Waffe, die

ihm Aurelia, welche aus dem Römerlager den Weg zu ihm gefunden, hierfür darreicht, da sie es nicht ertragen will, ihn im Triumph aufgeführt zu sehen, verschmäht er. Er will keine Furcht haben vor Rom, er will aller römischen Gewalt spotten. Die Römer reißen ihn dann, den göttlichen Schutz missachtend, vom Altare. Perseus triumphiert, weil so der Zorn der Götter auf Rom sich wende, und fällt mit ungebeugtem Selbstbewusstsein in ihre Hände. Aurelia stürzt sich in die Meeresfluten.

Mängel des Jugendwerkes sind in der Art zu erkennen, in der zuweilen ohne zureichende Motivierung Personen die Bühne betreten. Dieser Fehler schränkt auch immer von selbst den Reichthum an Handlung ein, von der, an sich betrachtet, das Nissel'sche Drama sonst zur Genüge hat. Hohes Lob verdient die Verwebung menschlich-persönlicher Leidenschaften mit den großen Schicksalen der Völker, dem geschichtlichen Geiste, der das Stück durchweht. Wenn sowohl in Betreff der Charaktere wie der Thatsachen Nissel die strenge geschichtliche Überlieferung nicht immer innehält, was will es besagen? Den weltbewegenden Geist, den großen, die stärksten und edelsten menschlichen Kräfte spannenden Zug, wie wird man das dieser Dichtung abstreiten? Nicht dass wir zu jenen gehören, welche von vornherein der reinen Willkür der Dichter bei Behandlung der Geschichte das Wort reden. Wir sind im Gegentheile der Ansicht, dass, sowie die Kunst nie in Beobachtung und Erkenntnis der Natur sich genugthun soll, sie nicht minder die Geschichte, wo sie dieselbe einmal anfasst, möglichst in ihrer ganzen Wahrheit zu ergründen am besten thut, und dass die Freiheit der Abweichung, die sich hier die Kunst gestattet, für sie viel mehr eine Schmälerung als eine Bereicherung sein wird; denn kein noch so freies Phantasieren kann die Mannigfaltigkeit und die Echtheit weder von Natur noch von Geschichte ersetzen. Will der Dichter vollkommen frei vom Boden der Seelenkunde und der Lebenserfahrung aus gestalten, so ist auch dagegen gewiss nichts einzuwenden. Wählt er aber einmal geschichtliche Stoffe, dann soll er sich auch ganz in sie versenken, dann soll er nichts in den überlieferten Hergängen mit falschem Freiheitsdünkel für unwichtig halten. Nicht zwar die äußere, aber die innere Wirklichkeit, d. h. die Wahrheit der Geschichte erforsche er mit seinem dichterischen Seherblicke auf alle Weise. Scheint ihm das Erschwerung, so ist es vielmehr Erleichterung, falls es ihm um den Aufschwung zu den freiesten, steilsten Gipfeln und um die herrlichste Aussicht für seine Dichtung zu thun ist. Erklimmen muss man die

Höhen, wenn man die Tiefen der Erde überschauen will. Die andere Erleichterung bloßen Phantasiefluges führt, wo man die bestimmte Gegenständlichkeit thatsächlicher Vorgänge im Auge behalten soll, leicht ins Leere, und wo man halb Geschichte, halb eigene Erdichtung mit bewusster freier Absicht zugleich aufbaut, da fallen leicht die Mauern ein, denen der rechte Grundstein und feste Kitt fehlt. So stehen wir nicht an, über die Beziehungen von Poesie und Geschichte, namentlich im höheren Drama zu urtheilen; so werden wir unsere Sätze fest und unverbrüchlich aufstellen. Trotzdem verwahren wir uns vor jedem Missverständnisse und vertreten auf das vollste die dichterische Freiheit in ihrem rechten Sinne. Lessing behauptete, dass der Dichter eher an geschichtliche Thatsachen rühren, die Charaktere aber nicht ändern dürfe. Das wäre wohl unzweifelhaft so, wenn die Charaktere nach der Überlieferung vollkommen festständen. Aber sind nicht gerade diese in der Auffassung der Historiker das Flüssigste? Und soll der Dichter etwa gezwungen sein, hier der Überlieferung der Mehrzahl der Historiker oder eines einzelnen sich anzuschließen, anstatt seinem eigenen Sehergeiste zu folgen? Gerade er sollte unfreier sein, er, der freie Künstler, als die Geschichtsschreiber, von denen ein jeder das Recht hat, die innerliche Auffassung nach Überblick und Abschätzung aller äußeren Dinge selbst zu gewinnen? Was aber die Thatsachen angeht, so ist die treue Festhaltung in solcher Weise, dass sie zu einem echten Gesammtbilde führen, allerdings durchaus zu wünschen. Hierzu kann selbst das Kleinste mitwirken, und dennoch sah Lessing sehr richtig ein, dass die genaue Bewahrung der Thatsachen in allen Punkten für den Dichter etwas Unmögliches ist; denn um der künstlerischen Composition und der sprechenden Wirkung willen, welche die geschichtlichen Thatsachen im ganzen gewinnen sollen, ist es unumgänglich, manches fortzulassen, zusammenzuziehen oder auch hinzuzusetzen. Nur darauf kommt es an, dass bei alledem gerade die geschichtliche Thatsächlichkeit und Wahrheit auch da möglichst das Ziel bleibe, wo sie in ihrer rohen Wirklichkeit und Äußerlichkeit verlassen wird.

Schließlich kann das, was man für das Verhältnis von Geschichte und Drama wünschen muss, nicht ein Princip sein, mit dem man jegliches fertige Drama abschätzt. Vor der fertigen Dichtung hat man jederzeit zu fragen, was in ihr geleistet worden, und man wird dann genug geschichtliche Dramen in ihrer hohen Bedeutung anerkennen müssen, auch wenn sie die thatsächlichen Wahrheiten nicht so aufrechterhalten, wie es für das Ideal des geschichtlichen Dramas wünschens-

wert scheint. Das Gleiche gilt von Nissels „Perseus von Macedonien" und seinem zweifellos großartigen geschichtlichen Wurfe trotz der Abweichungen von der Überlieferung. Dass Perseus andererseits in Übereinstimmung mit der Geschichte bei Nissel nach seiner Gefangennahme am Leben bleibt, und dass er sich stark genug fühlt, allen Martern der Römer zu trotzen, thut der künstlerischen Wirkung der Tragödie Abbruch. Wo ein wirklich tragischer Held, wie es Perseus ist, uns vorgeführt wird, da ist es bestimmt kein äußerliches Verlangen, dass wir auch seinen Tod herbeigeführt sehen wollen. Der physische Untergang, die Trennung von Seele und Leib, besitzt die mächtigste und geheimnisvollste Innerlichkeit, deren die Dichtkunst überhaupt fähig ist, und wer ihren Sinn in der Tragödie unterschätzt, der versteht die ganze Dichtart nicht. Nissel selbst aber hat sein Stück „Trauerspiel", nicht „Schauspiel" genannt und sah vollkommen ein, dass, auch wenn wir dieser letzteren Gattung, d. h. also dem glücklichen Ausgang nach Überwindung schwerer Bedrängnisse, ihre gute Berechtigung einräumen, in diesem Stücke die ganze Anlage tragisch ist, dass es sich um ein Ringen des Helden und um eine Schuld handelt, die das Schicksal herausfordert. Hierin war der tragische Stoff, dem die tragische Katastrophe fehlt, keine ganz glückliche Wahl.

Gleichwohl wird das Werk bei jeder gelungenen Aufführung ebenso Stich halten wie bei denen des Burgtheaters. Eine große Schönheit besteht auch in der Verschiedenheit des Helden und der Heldin im Verhalten gegenüber ihrer Liebesleidenschaft. Der Mann, der seinem Vaterlande seine höchsten Kräfte weihen will, wird ihrer Herr; das Weib, wie hochsinnig und vaterlandsliebend, fällt ihr, da es einmal ihr unterliegt, zum Opfer.

Auch „Heinrich dem Löwen" fehlt die tragische Katastrophe, wie sie wiederum beim Glücksniedergange des Helden in der Geschichte nicht vorhanden ist. Weil aber solch ein Glücksniedergang stattfindet, hat Nissel mit geringem Recht sein Stück ein „historisches Schauspiel" genannt. Diese Benennung ist wenigstens verfehlt, solange Heinrich der ausschließliche und eigentliche Held des Stückes ist, und das ist bei Nissel der Fall. Alles kommt hier auf die Behandlung des Dichters an, und wenn Martin Greif seinen „Heinrich den Löwen" ein Schauspiel nennt, so haben wir nichts daran auszusetzen. Dieser Dichter nämlich hat, wenn sich auch in seinem Schauspiele alles um Heinrich den Löwen und dessen Verhalten gegen Kaiser und Reich dreht, ihn nicht zum eigentlichen Helden gemacht, an den sich alle

Theilnahme nothwendig anheftet, sondern dieser Held, der den höchsten und letzten Antheil fordert, ist bei ihm, wie hierfür Shakespeare nicht bloß in seinen englischen Historien, sondern ebenso in seinem „Julius Cäsar" das Vorbild gegeben, das auf dem Spiele stehende Gemeinwesen, das Vaterland. Wie bei Shakespeare die Träger der Krone und in kurzer Vorüberführung der größte der Römer, so ist bei Greif als sinnlicher Vertreter des Reiches zunächst Friedrich Barbarossa anzusehen. Mit der vollen Demüthigung Heinrichs vor ihm und mit der verherrlichten Treue der Wittelsbacher, die an Stelle der Welfen die Herrschaft über Bayern antreten, schließt das Greif'sche Drama, in dem freilich die Größe Heinrichs zugleich ihre volle Würdigung findet. Als wir dies hervorragende Schauspiel dereinst in „Unsere Zeit" besprachen und es mit den Behandlungen des nämlichen Stoffes durch andere Dichter, wie Grabbe, Lindner, Tempeltey, verglichen, war uns das Werk Nissels noch ganz unbekannt. Da wir es nun kennen, müssen wir ungeachtet des ebenerhobenen Vorwurfes bezeugen, daß wir es für eine höchst geniale Dichtung, ja für das genialste unter den ernsten Dramen Nissels ansehen. Greifs Stück, dem seitens der Kritik und der Bühnen leider auch nicht die Beachtung zugewandt ward, die es nach unserem Erachten entschieden verdient, hat in der Gesammtbehandlung, wie erwähnt, seinen Vorzug, wie es denn durch seinen hohen dramatischen Stil, der von jeder bloßen Redensart frei ist, durch seine Mannigfaltigkeit, in der es sowohl dem Idealismus wie dem Realismus gerecht wird, durch gute Ökonomie und Bühnenkenntnis sich auszeichnet. Trotzdem braucht Nissels „Heinrich der Löwe", was Kraft und Genialität der Charakterzeichnung anbetrifft, den Vergleich mit irgendeinem anderen Werke nicht zu scheuen, ja hierin, dünkt uns, übertrifft sogar Nissel seine besten Mitstreiter. Sein Heinrich ist eine wundervolle, durch und durch wahre und deutsche Gestalt. Er ist das Widerspiel von Lindners Heinrich dem Löwen geworden (in dem übrigens sehr schwachen Jugenddrama „Stauf und Welf"), der als Particularist gegenüber dem Reichsinteresse hingestellt ist. Nissels Sachsenherzog hält die vielen Feldzüge des Kaisers in Italien für eitel und verderblich; im Norden Deutschlands, in seiner Heimat, möchte er wirken und dort das Reich erweitert und gestärkt wissen, während er jetzt die heimischen Aufgaben verwahrlost glaubt und die Sehnsucht nach erfolgreichen Thaten in Deutschland ihn verzehrt. Gleichwohl bezähmt er dieses Heimweh und jede Ehrbegier, er unterdrückt seine Überzeugung, er hängt am Kaiser,

er läſst sich von den unablässig auf ihn eindringenden Einflüsterungen gegen den Rothbart nicht beeinflussen, ein einziges Wort Rothbarts genügt, um einen bei ihm selbst schon befestigten Verdacht auszurotten, und er würde wie bisher sich ferner in Schranken gehalten haben, wenn nicht eine nach seinem Glauben vom Kaiser gegen ihn verübte Kränkung plötzlich alle diese bisher überwundenen Regungen und Mächte wachriefe. Ist Friedrich ungerecht gegen ihn, dann hält er sich nicht länger für genöthigt, aus Achtung für ihn seine bessere politische Überzeugung niederzuzwingen. Diese Überzeugung allein ist aber für ihn der wahre Grund, der vor ihm selber seinen Abfall rechtfertigt. Heinrich ist unzufrieden mit sich selbst, daſs er vor dem Kaiser die ihm widerfahrene ungerechte Kürzung an Gut und Habe in den Vordergrund stellte, anstatt die innere tiefe Überzeugung und seine vaterlandsliebende Gesinnung klar und bestimmt geltend zu machen. Nichtsdestoweniger ist auch nach dem Abfalle sein Gefühl getheilt, er bleibt im Innersten dem Kaiser persönlich zugeneigt, die Niederlage von Legnano und der angebliche Tod des Rothbart bereiten ihm später den herbsten Schmerz. Vorher hat Heinrichs Abfall, der durch das Zusammentreffen gewichtiger Umstände und durch seinen auf das äußerste gesteigerten Zorn trefflich motiviert wird, den zweiten Aufzug eingenommen. Hier fand der bekannte Kniefall Friedrichs statt, und jene historischen Worte der Kaiserin, die bei Grabbe, Lindner, Tempeltey, Greif in einer immer etwas anderen Fassung stehen, finden sich auch bei Nissel, bei dem sie lauten:

„Laſs es genug sein, lieber Herr! Du wirst
Des Tags gedenken; Gott wird sein gedenken!"

Den Höhepunkt des Stückes bilden nun jene erwähnten Eindrücke auf Heinrich, die nach seinen eigenen Siegen durch Friedrichs Miſsgeschicke in Italien verursacht werden, und das, wozu sie ihn fortreißen. Es ist ein gewaltiger, furchtbarer und doch überwältigend schöner Auftritt, in dem die germanische Diensttreue selbst bei dem eigenmächtigen Sachsenfürsten noch einmal in ihrer ganzen bewundernswerten Hingabe auflodert, als dieser seinen alten Freund und Diener, den Truchseſs Johannes, mit der Streitaxt zuboden schlägt, weil derselbe über den vermeintlichen Tod des Rothbart aufjubelt und Heinrich selbst als den neuen deutschen König ausruft. Und seinerseits ist dieser treue Dienstmann wieder seinem Herzoge und besonderen Herrn so ergeben, daſs er, unter dem Schlage Heinrichs

zusammenbrechend, abermals ein Hoch auf ihn als den neuen König erschallen läſst. Wir hoffen keiner Übertreibung uns schuldig zu machen, wenn wir eine Scene wie diese dem Allergrößten zuzählen, was überhaupt das Theater kennt. Sie ist darum so groß, weil sie die Selbstverleugnung, deren der Deutsche fähig ist, in ihrer ganzen Seelengewalt mit den packendsten Beispielen schildert. Johannes muſs dann freilich noch vernehmen, daſs Friedrich lebt und zurückkehrt, und er, der beständig den Ehrgeiz seines Herzogs schürte und ihn auf bedenkliche Wege lockte, büßt seine Schuld mit einem traurigen Ende. Der Löwe aber will unbewehrt dem Kaiser entgegengehen und im Stolze seiner redlichen Absichten sowohl wie mit dem Bekenntnisse seiner Schuld als ein Mann vor ihn hintreten. Auch im vierten Aufzuge erlahmt die Handlung nicht. In Speier lernt Heinrich, der sich vertrauensvoll ganz an die Person des Rothbart wenden möchte, dessen kaiserliche Strenge und dabei die Feindseligkeit der Reichsfürsten gegen ihn kennen; er beschließt im Glauben an seine Sendung für das deutsche Land, im Kampfe seine gute Sache zu schützen, und ist nicht von seiner Gemahlin Mathilde, die von der Kaiserin Beatrix heimlich erfahren hat, daſs Friedrich den Reuigen begnadigen und wieder erhöhen wolle, zur Unterwerfung zu bereden. Der Auftritt zwischen den beiden Fürstinnen, in dem Mathilde nur langsam und allmählich Beatrix die Mittheilung von der Bereitwilligkeit des Kaisers zur Gnade abgewinnt, ist abermals von bewundernswerter Schönheit. Man muſs es lesen, wie Demuth und Stolz, die Beredsamkeit der Furcht und Sorge für einen geliebten Mann und Sanftmuth, Edelmuth, Seelengüte auf der anderen Seite sich hier in zwei hohen Frauengemüthern offenbaren. Welch Maß von Lob würde auch für diese Scene nicht zu viel sein!

Aber wir sind noch nicht am Ende des Vortrefflichen. Im fünften Aufzuge wird der Sturz des Löwen von seiner Höhe mit einer unübertrefflichen Scene wiedergegeben, wo aus dem aufs äußerste gefährdeten Lüneburg Mathilde im Lager ihres Gemahls erscheint; er braust auf, da er sie ohne die geliebten Kinder sieht, er geräth in verzweiflungsvolle Angst, weil sie die Kinder in solcher Gefahr im Stiche gelassen habe. Sie antwortet, daſs sie auf dem gefahrvollen Wege, auf dem sie mit Mühe durch die Mitte der Feinde sich zu ihm begeben habe, die Kinder nicht aussetzen wollte, und daſs sie selbst dennoch den Weg wagte, weil jene, wenn Lüneburg erobert sei, der Grausamkeit und der Wuth der Feinde oder der blind zerstörenden

Flamme jeden Augenblick preisgegeben seien. Sie fleht deshalb ihren Gatten mit beschwörenden Bitten an, dass er den Widerstand aufgebe und sich dem Kaiser unterwerfe. Heinrich sträubt sich heftig und lange, aber Mathildens Rede spricht zu gewaltig zu seinem Vatergefühle; er gibt nach, obgleich mit gebrochenem Herzen. Mathilde will ihn in der schwersten Stunde nicht verlassen und begleitet ihn zum Kaiser. Die Schlussscene, welche das strenge Gericht Friedrichs über Heinrich enthält, ist zwar in Vielem würdig und schön, hat jedoch darin nicht unseren Beifall, dass der entsetzte Herzog hier über seine Lebenspläne, ja auch über eine späte Zukunft Deutschlands Gedanken verlauten läst, die zum Theil überhaupt nicht recht für seine Zeit und in seinen Mund sich eignen, zum Theil immerhin am Abschlusse des Dramas eine zu paränetische und tendenziöse, poetisch nicht ganz wahre Färbung tragen. Dass der Trieb der Hohenstaufen nach Italien schlechthin falsch und verderblich für unser Volk gewesen, ist eine Anschauung, die wir dem Dichter gewiss frei lassen wollen, obschon wir sie nicht für richtig halten. Wir vergönnen sie aber dem Dichter umsomehr, je tendenzfreier und wahrer er sonst die Handlung seines Stückes leitet, je königlicher und größer er auch Friedrich Rothbart darzustellen verstanden hat. Man thäte Nissel ganz unrecht, wollte man sein Werk als Tendenzdrama in gewöhnlichem Sinne bezeichnen. Mit freiem und wahrem Gestaltungsvermögen entwirft Nissel alle seine Gestalten, ob sie auf hohenstaufischer oder welfischer Seite stehen. Wir kennen indes die Gesinnungen, die Heinrichs Handeln bestimmen, bereits hinlänglich aus dem Stücke, und ihre allzu absichtliche Aufgreifung am Schlusse ist es, was nicht ganz künstlerisch wirkt. Die Verwebung persönlicher Leidenschaften und Antriebe mit den wichtigsten allgemeinen Fragen des Vaterlandes ist im übrigen wieder ein erheblicher Vorzug dieses Dramas, und alles das, was wir zu loben fanden, fällt so sehr ins Gewicht, dass selbst ein schärferer Tadel, der einzelne Verstöße beträfe, jenen Wert nicht aufheben kann. Auch dieses 1857 entstandene Stück eines 25jährigen Verfassers hat 1858 seine Probe am Burgtheater auf das beste bestanden, und man kann dreist behaupten, dass es bei jeder künstlerischen Aufführung den ehrenvollsten Erfolg gewinnen würde.

Über „Agnes von Meran" schreibt Nissel in der Vorrede: „Meine ‚Agnes', wohl mein bedeutendstes, tiefstes und, wie ich glaube, auch wirkungsvollstes Werk, hatte, der Empfehlung durch den Schillerpreis zum Trotz, bei den großen und ersten deutschen Theatern keinen

Eingang gefunden; namentlich die Hoftheater, ohne Ausnahme, hatten es abgelehnt,[1] mitunter als zusehr an den eben beendeten Culturkampf gemahnend. Am eigenthümlichsten war es, dass von den vier Intendanten und Directoren, welche mit als Richter in jener Commission saßen, die mir ‚einstimmig' den Preis zuerkannt hatte, auch nicht einer sich bewogen fand, das Stück auf der von ihm geleiteten Bühne zu geben." Einige Aufführungen dieses Werkes in Deutschland haben dennoch stattgefunden unter Beifall des Publicums wie der Kritik.

Wir sind nicht der Ansicht, dass sich in Bezug auf gelungene und tiefe Charakterzeichnung dies Trauerspiel dem „Perseus" oder gar „Heinrich dem Löwen" gleichstellen lasse. Agnes ist eine edle und anmuthende Gestalt, und zumal mit vieler Meisterschaft ist ihre heroische Selbstopferung im fünften Aufzuge dargestellt, wo sie den Dolch, den ihr Gemahl Philipp August von Frankreich zu einer argen That missbrauchen wollte, erbittet, um ihn dann rasch in ihre eigene Brust zu stoßen und so den König, da seine Verbindung mit ihr ihn an seinen fürstlichen Pflichten und in seinem Wirken für Volk und Land behindert, von allen Ketten zu befreien. An und für sich ist der zärtliche Bund zweier Herzen, die aller Welt zum Trotze und ungeachtet der gerechten Bedenken, die hier das Weib vom Manne trennen könnten, sich vereinigen und festhalten, ein sicherlich fesselnder Gegenstand. Gleichwohl hat wie Agnes so auch Philipp August, den Nissel in einem weit günstigeren Lichte zeigt, als meist die Geschichte ihn schildert, keine ausgeprägt eigenartigen Charakterzüge erhalten. Nissels Kunst, die persönlichen Motive mit großen allgemeinen Ereignissen zu verflechten, ist auch in diesem Stücke zu bemerken und hat einige großartige Auftritte entstehen lassen, wie denn die Achterklärung über König und Land, die der päpstliche Legat mitten bei einem prunkenden, der Königin Agnes zu Ehren veranstalteten Feste verkündet, eines starken dramatischen Eindruckes sicher ist. Wer eine ethische Schuld von den beiden Liebenden im Stücke auf sich lud, das ist hauptsächlich Philipp August; aber gerade ihm wird nach einigen Leidenszeiten eine thatenreiche schöne Zukunft vorausgesagt. Der König hat mit offenbaren Winkelzügen und Scheingründen die Trennung seiner Ehe mit der dänischen Prinzessin Ingeburg durchgesetzt. Dass

[1] Am Hoftheater in Weimar ist, wie wir wissen, dies Drama allerdings zur Darstellung gekommen.

er an sich diese Scheidung und eine neue Verbindung wünschte, kann aber, wie die Dinge in Nissels Stück liegen, ihm unmöglich als Schuld angerechnet werden; denn Ingeburg, von einer früheren unglücklichen Liebe und den furchtbarsten Erinnerungen gepeinigt, zeigt ihm eine Kälte, die sie ihm nothwendig völlig entfremden muss. Unbegreiflich ist es daher, wie diese Ingeburg die Abwendung des Königs von ihr und sein Begehren nach einem neuen Bündnisse bis ins innerste Herz kränken kann, und wie sie nach ihrem eigenen Benehmen gegen den Gemahl ihren königlichen Rang nebst allen Rechten fürderhin mit Eifersucht wahren mag. Ist wirklich eine tiefe Liebe zu einem Unglücklichen und traurig Gestorbenen die Ursache ihrer Abneigung und Kälte gegen Philipp, dann ist der Wert nicht verständlich, den die äußere Würde eines Thrones für sie besitzen soll; denn sie ist nicht wie eine Kriemhild in ein verhasstes Brautbett gestiegen, um eine heilige Rache zu ermöglichen, sie unterwarf sich allein dem Geheiße ihrer Eltern. Sie besteht zugleich auf der Treue ihrer alten Liebe und auf den außerhalb derselben liegenden Rechten als französische Königin, und das ist ein sonderbarer, auch durch ihren Charakter sonst ganz unerklärter Widerspruch. Dies unnatürliche Betragen Ingeburgs mildert auch die Schuld des Königs, und es muss Agnes dieser sonderbare Starrsinn der Dänin so unschön erscheinen, dass man ihr vollends eine Schuld nicht beimessen kann, wenn sie um dieses kalten Eigensinnes willen nicht auf Rechte verzichtet, welche die warme und tiefe Stimme ihres Gefühles ihr als die echtesten bestätigt. Höchstens kann man ihr schuld geben, dass sie, als sie die Vorwände, deren sich der König zur Durchführung der Scheidung bedient hatte, nachträglich erfuhr, trotzdem ihrem längst gegebenen Liebesgelübde treu blieb und ihre Ehe mit Philipp einsegnen ließ; aber wer möchte, nach dem Maße menschlicher Verhältnisse ihre Neigung und ihre Pflichten gegen Philipp in Anschlag bringend, im Ernste hierin eine wirkliche tragische Schuld erblicken? Fehlt eine solche bei Agnes, so sind wir ganz fern davon, hierin einen Mangel des Stückes zu sehen. Uns ist es immerbar genug, wenn das alle Fälle zusammenfassende Hauptgesetz der Tragödie erfüllt ist, dass die untergehenden Helden, ob mit oder ohne ethische Schuld, welche freilich ein sehr häufiges und dann wichtiges Glied der tragischen Handlung ist, fraglos selber schuld sind an ihrem Untergange und ihn durch ihr Denken und Thun unvermeidlich herbeiführen. Nicht bloß damit aber, dass sie zuletzt unmittelbar den Dolchstoß gegen ihre Brust wendet, sondern lange vorher durch die ganze

Lage, in die Agnes freiwilligen Entschlusses eintritt, wissen wir, daſs sie sich in ein unheimliches Verhängnis hineinspinnt, dessen Netz sie nicht entrinnen wird. Auch der König würde von diesem Schicksalsnetze gefangen werden, wenn sie es nicht mit ihrem Opfertode für ihn zerrisse. Minder fehlerlos dagegen will uns die Gestalt Ingeburgs bedünken; ihr Betragen ist zu wunderlich, als daſs es recht wahr schiene, und das stört die dichterische Wahrheit der ganzen Dichtung in unseren Augen nicht unbeträchtlich.

Die Verhältnisse, welche die Unterlage und Motivierung der Handlung abgeben, sind, alles in allem, gesuchter und unverständlicher, als es für eine große allgemeine dramatische Wirkung zu wünschen ist. Der weite volksmäßig epische Hintergrund, der in der verschiedenartigen Mischung des Dramas aus epischen und lyrischen Elementen nicht fehlen darf und für die ersten der neuen Dramatiker, wie Shakespeare und Schiller, so viel zu den mächtigsten Erfolgen beitrug, gebricht diesem Werke trotz einzelner bedeutsamer geschichtlicher Scenen im ganzen zusehr. Der geniale Hebbel hat es erfahren, daſs die auf das feinste ausgespürten, eigenthümlichsten und an sich höchst interessanten Seelenzustände noch keine vollen Eindrücke auf die Volksmenge hervorrufen, deren Gemeingeist durch Dichtungen befriedigt sein will, die mit weitestem allgemeinen Gehalte ein Band um alle Hörer schlingen. Sonst hat gerade Nissel für diese echte dramatische Wirkung sehr viel vor Hebbel voraus, ist aber in diesem Werke etwas auf seine Pfade gerathen, ohne doch da Hebbel in der wahren und packenden Behandlung solcher psychologischer Probleme zu erreichen. Kann Ingeburgs Geschichte mit ihrer seltsamen und sogar fraglichen Psychologie unmittelbar zum Herzen des Volkes sprechen? Nicht schöne und große Wirkungen im einzelnen, noch einen immerhin bedeutsamen Eindruck des Ganzen streiten wir Nissels „Agnes von Meran“ ab, meinen aber entschieden, daſs die Gesammtwirkung nicht zu der vollen Macht gelangt, deren das Talent dieses Dichters fähig ist. Von einer Nachahmung der „Agnès de Méranie“ von Ponsard, gegen welche sich Nissel verwahrt, da er bei Abfassung seines Stückes das Werk des Franzosen gar nicht kannte, wird niemand sprechen, der beide Dichtungen miteinander gewissenhaft verglichen hat. Einen anderen Plan zu einer „Agnes von Meran“ hatte Nissel schon etwa 1859 gefaſst, und es ist zu bedauern, daſs er ihn nicht ausführte, da dieser uns viel fesselnder und glücklicher erscheint als der spätere.

Eine äußerst anmuthende und erfrischende Gabe bleibt uns mit dem vierten Stücke des Bandes zu besprechen übrig, mit dem dreiactigen Lustspiele „Ein Nachtlager Corvins" (1880). Diese letzte bedeutsame Arbeit Nissels erschien zuerst in der „Deutschen Dichtung" von K. E. Franzos und hat dann viele spruchfähige Bewunderer gefunden, ohne zunächst den Weg auf die Bühne zu finden. Diese Bahn liegt ihr nunmehr frei. Es war vereinbart, dass das Wiener Burgtheater und das Münchener Hoftheater das Stück gleichzeitig an einem Abend zur ersten Aufführung bringen sollten. Das wäre eine dankenswerte, interessante Probe gewesen mit einem der weitesten Theilnahme würdigen Werke. Nach Nissels Tode ist nun trotzdem die Aufführung in München, während man dem todten Dichter doppelt das dem lebenden gegebene Wort schuldete, wieder hinausgeschoben worden, neuerdings dann hat man das Versprechen der Aufführung in München wiederholt. In Wien hat die Vorstellung stattgefunden und zwar, wie man hört, mit gutem Erfolge. Weshalb indes dort das Lustspiel als „Bearbeitung" über die Bretter gegangen, ist uns dunkel, da es keiner Bearbeitung bedurfte. Jegliche erhebliche Änderung, die an diesem Werke vorgenommen wird, kann es nur schädigen und ist unnöthig, da es der Bühnentechnik nicht die geringsten Schwierigkeiten bereitet. Die Kritik hat einer Dichtung, deren bleibender Wert und lebendige Kraft außerhalb der augenblicklichen Gewohnheiten und Moden liegt, im hastigen Tagesgetriebe die wünschenswerte Beachtung zu schenken kaum Muße gefunden, doch zollten alle ernsten Beurtheiler dem Stücke ihre Bewunderung. An dem regen Antheil von Seite des Publicums kann man bei nur einigermaßen guten Vorstellungen nicht zweifeln, wie die Erfolge beweisen, von denen inzwischen stattgehabte Aufführungen zu Prag und Köln begleitet waren.

Wir haben hier ein geschichtliches Lustspiel, dessen Stoff dem 15. Jahrhundert angehört, und das in Versen geschrieben ist, vor uns. Da werden manche mit der Bezeichnung des Akademischen und Verwerfung bei der Hand sein. Man ist zwar in diesem Verfahren sich selbst keineswegs getreu und hat Ludwig Dóczis „Letzte Liebe" mit seinen Versen und seinem Stoffe aus der ungarischen Geschichte, man hat ebenso Ludwig Fuldas Verse in seinem reizvollen Märchen „Der Talisman" auf das freundlichste willkommen geheißen, man hat die „Tragödie des Menschen" von Madách, welche die ganze Menschheitsgeschichte in lauter Versen in sich fasst, auf die Scene gebracht, auf die dies bedeutende Werk nach seinem Geist und Gehalte

nicht gehört, indem man mit prunkender Ausstattung dabei um die Gunst der Menge buhlte. Eine rein äußerliche Beurtheilung des Lustspieles von Nissel würde es sein, wenn man dasselbe, weil er wie Dóczi in Versen einen Stoff der ungarischen Geschichte behandelt, als Nachahmung Dóczis ausgeben wollte. Das kann nicht im mindesten fraglich sein, dass an Selbständigkeit, an unmittelbar dichterischer Freiheit und Frische in der Erfindung und Gestaltung das Nissel'sche Lustspiel dem Werke Dóczis nicht nachsteht. Es vereinigt in wunderschönster Weise ungarische Wildheit, ungebundene Kraft und Laune mit sinnvollem deutschen Ernste. An der rechten Komik fehlt es bei munterster Ausgelassenheit hier so wenig wie an der nachhaltigen inneren Wirkung, und so wird, da beides mit einer lebhaften, sich stetig entwickelnden Handlung Schritt hält, der stärkste und reinste Theatererfolg gewährleistet. Die unverletzliche reine Frauenhoheit und die trotz Leidenschaft und augenblicklicher Verirrung zuletzt unwandelbare Majestät eines echten Königs bilden den ethischen Gehalt des Stückes. Welch lebhaften Gegensatz stellt das Schwesternpaar Etelka und Irma dar: die eine still beglückt in ihrer Liebe zum Gatten, in ihrer Begeisterung für ihr Vaterland und ihren Heldenkönig, die andere voll Unruhe, mit warmblütigem Temperamente in die bewegte Welt hinausbegehrend und getrieben, die Macht ihrer frisch aufgeblühten jugendlichen Schönheit zu erproben, aber zuletzt einem armen Jüngling, dem sie einmal ihr Herz schenkte, viel treuer, als sie es selbst weiß, zugethan. Neben dem in seiner Leidenschaftlichkeit desto hochsinniger sich bewährenden König der ungestüm von seiner Eifersucht beherrschte alte Schnauzbart Banffy, der mit goldener Treue an seinem Könige wie an seiner Gemahlin hängt; er hat, wie es sich zeigt, ungeachtet seiner komischen Übertreibungen und sonderbaren Maßregeln nicht ganz unrecht, die letztere vor jenem zu verbergen. Neben den vielen größer angelegten, gehaltvollen Auftritten ist eine kleine Scene zwischen Irma und ihrem geliebten Gabor, in der sich beide mit heftigen Scheltworten bekriegen, um dann ihrer gegenseitigen Zuneigung desto gewisser inne zu werden, von reizender Schalkhaftigkeit. Der Theaterkenner wird sich mancher ähnlichen Scene erinnern, aber kaum einer, die an Frische und gelungener Wirkung sich vergleichen lässt. In der Führung der Gespräche, in der treffenden Andeutung abgerissener Sätze, in ausdrucksvollen Zwischenrufen und kurzen eingestreuten Worten, mit denen Rede und Widerrede sich ergänzen, zeigt Nissel sich gerade in diesem Stücke als Meister der Bühnentechnik.

Wunderbar und schön, dass es eben dieses lebensheitere Lustspiel sein musste, mit dem Nissel seine dornenvolle Dichterbahn beschlossen hat. Wenigstens ist dies sein letztes fertiges Werk; nach brieflichen Andeutungen und nach seinem Tagebuche war er allerdings vor seinem Tode mit immer reger Phantasie wieder an einer neuen Arbeit beschäftigt. Hier ist Kunst und Natur, Wahrheit und Schönheit in jedem echten Sinne, hier ist Erquickung und Erhebung, ein Genuss, der nicht flüchtig vorüberrauscht, der rasch sich unser bemächtigt und doch dauert.

Die hergebrachten Vorschriften der modernen Durchschnittskritik würden wie auf „Ein Nachtlager Corvins" so auch auf Nissels „Zauberin am Stein", [1]) um kurz wenigstens auch dieses Stück zu streifen, welches in Wien Nissels Namen am berühmtesten gemacht hat, sich schlecht anwenden lassen. „Volksdrama" hat der Dichter sein tragisch ausgehendes Drama genannt. Diesen Namen trägt es in dem Sinne, dass die Personen des Stückes durchwegs dem Bauernstande entnommen sind. Von der üblichen Art, in der solche Stoffe jetzt behandelt werden, weicht es aber nicht wenig ab. Hier ist keine Sprache im Dialect außer etlichen spärlichen Anklängen, auch jede starke Bevorzugung des Realismus fehlt; im Gegentheil ist die Heldin, namens Margareta, ein Landmädchen von einem ausgeprägt eigenartigen und hohen Sinne, eine Einsiedlerin, die es nach unseligen Schicksalen ihrer Kindheit gelernt hat, vor den Menschen sich zu verschließen, und in der Liebe zu einem Manne, die ihr Herz ergriffen hat, gemäß der Schicksalsfügung kein Glück mehr finden darf. An den gewöhnlicheren Gestalten aus dem Volke wird man dagegen derbe Lebenswahrheit nicht vermissen. Wir lassen hier beiseite, was wir etwa gegen die Art dieses Volksdramas unsererseits einzuwenden hätten; dass es eine starke Bühnenwirkung entfaltet, hat es genugsam bewährt, und eine Künstlerin wie Frau Wolter hat in der Hauptrolle, während alle unechten, den Beifall herausfordernden Mittel Nissel fremd sind, nicht ohne tieferen Grund geglänzt. Die düstere Gewalt und Pracht, die im Stücke zum Ausdruck kommt, wäre sofort aufgehoben, sobald die Hauptperson dem niederen Volkstone angenähert würde. Wie es seine besonderen Wirkungen verlangen, ist also das Stück vom Dichter immerhin künstlerisch empfunden und durchgeführt.

---

[1]) „Die Zauberin am Stein." Volksdrama in vier Aufzügen von Franz Nissel. Zweite Auflage. Wallishausser'sche Hofbuchhandlung, Wien 1887.

Was ein Dichter gewollt hat, oder, da die unbewusste Schaffenskraft des Dichters bei diesen Worten nicht missverständlich außeracht gelassen werden darf, setzen wir hinzu, was ein Dichter bewusst oder bei seinen tiefsten Absichten unbewusst gewollt hat, bietet allein den Maßstab für die Würdigung seiner künstlerischen Thaten. Denn jedwedem Kunstwerke liegt Absicht und ein leitender Wille zugrunde, dem auch die mächtigste Phantasie, sobald sie schafft, freiwillig sich unterthan macht, sei dieser Wille im übrigen noch so unbewusst. Die verborgenen Absichten aber entdeckt nur der in einem Kunstwerke, der es recht genießt. Wer es nach dem Innersten seines Wesens und Kernes zu genießen weiß, hat ganz unmittelbar das Verständnis seiner künstlerischen Absichten, wofern er bei seinen genussreichen Empfindungen auch die Fähigkeit hat, sich Vernunftrechenschaft abzulegen über das, was er empfindet. Das sind die Grundlagen, die zu einer weitsichtigen, treffenden, allseits gerechten Kritik führen. Sie allein sind von solider Gediegenheit gegenüber den mancherlei gewohnheitsgemäßen Schlagwörtern, mit denen der Kritiker sich seine Arbeit erleichtern will, aber auch verschlechtert. Wenn es ihm darum zu thun ist, mit solchen ständigen Hilfsmitteln sich einen Standpunkt zu gewinnen, so ist dieser Standpunkt, was er sich nicht bergen darf, der allerengste. Er überträgt seinen gewohnten Redewendungen das Urtheil, das er seinem eigenen Fühlen und Denken, seiner eigenen immer erneuerten Theilnahme erlässt. Mit den allerschönsten Worten, die man im Munde führt, kommt man der Wahrheit nicht um einen Schritt näher, und zähle zu jenen häufig verwendeten Schlagwörtern sogar das Götterwort „Wahrheit" selbst. Man soll auch nicht immer sich zum angeblichen Befreier von jeder „Schablone" in der Kunst aufwerfen; denn man fällt oft gerade dann am tiefsten in das Schablonenwesen. „Nicht alle sind frei, die ihrer Ketten spotten", und wer die Freiheit nur begehrt, nicht kennt, sieht oft die Freiheit selbst wie Knechtschaft an. Man soll endlich sich nicht einreden, dass man jegliches Vorurtheil banne, indem man regelmäßig sich auf die unabweisbaren Forderungen der „neuen Zeit" beruft. Wer den Geist aller Zeit recht begreift, der weiß es, dass ihre Flutungen ohne Unterbrechung von der fernsten Vergangenheit zur Gegenwart und Zukunft in einem einzigen Wellenspiele dahineilen. Ja nimmt die Zukunft nicht sehr oft ganz andere Wendungen, als sie die Vertrauensseligkeit der Gegenwart verkündet? Man möchte so gern alle ästhetischen Gesetze für nichts achten, welche die größten Denker aller Zeiten aufstellten, alle Eintheilungen

und Unterscheidungen der Kunstarten, die ja freilich mannigfach ineinander fließen, und die kein Verständiger mit harten, unübersteiglichen Grenzstrichen markieren wird, einfach abschaffen. Wie aber ohne solche Unterschiede, welche die hauptsächlichsten Kunstwirkungen nach ihrem innersten Wesen verständlich machen, irgendeine Einsicht in den Geist der Kunst möglich sei, das entdecke man uns! Wie ist es auch da, wo die beseelende Empfindung fehlt, mit der „Natur" bestellt, deren Nachahmung eine heutige Kunstrichtung ausschließlich auf ihre Fahne schreibt? Was bedeutet da länger das so viel angeführte Wort „Wahrheit"? [1]) Oder sind Wahrheit und Natur bloß da zu suchen, wo der Naturforscher imstande ist, an dem sinnlich Wahrnehmbaren seine Experimente anzustellen? Hören sie auf, für den unsere Innerlichkeit darstellenden Künstler da, gerade da völlig auf, wo die Welt des Gemüthslebens ihren Anfang nimmt? Wahrheit! Wer sie an den Staub bannen und sie nie wie ein Göttliches verehren, sie durchaus nur da anerkennen will, wo er sie mit Händen greift, der mag mit Pilatus fragen: „Was ist Wahrheit?" Der jedoch, dem sie wie ein niemals greifbarer Stern das Leben erleuchtet, der nie müde wird, nach ihr zu trachten, auch wenn er nur von einzelnen ihrer Strahlen beglückt wird, die unsere Erdennacht durchbrechen, der fragt niemals so, und er weiß es, auch ohne sie zu tasten, was für ein Unendliches, was Wahrheit ist.

Am Platze schienen uns solche Mahnungen, wo es gilt, einen Dichter voll zu würdigen, der nach den Vorschriften des Tagesgeschmackes ewig unverstanden bleibt, obwohl seine Kunstgebilde mit dem Zeitgeist und der Wahrheit im engsten Bunde stehen. Nicht nach einer Partei, auch nicht nach einer Abstufung als Dichter ersten oder zweiten Ranges, wie die irdische Eitelkeit so gern abzuschätzen pflegt, will Franz Nissel betrachtet werden, sondern als Dichter schlechtweg mit jedem vollen Anspruche dieses Namens. Seine dichterische Kraft ist durch traurige Umstände nicht zur ganzen Blüte gediehen, und doch ist, was er gegeben, hoher Bewunderung wert, zum

[1]) Über den Begriff der Wahrheit in der Nachahmung handelte ich eingehender in der Schrift „Kunst und Nachahmung" (C. Krabbe, Stuttgart 1892), und gegen diejenigen, welche Goethe als angeblichem Vertreter der bloßen Schönheit eine Kunst der Wahrheit gegenüberhalten, wandte ich mich in einer Abhandlung „Über Schillers Künstler" in den Michael Bernays gewidmeten „Studien zur Literaturgeschichte" (Leop. Voß, Hamburg und Leipzig 1893, S. 129 ff.).

Theile von erhabener Größe. Der geschichtliche Geist, auf den die Gegenwart sonst so stolz ist, weht durch seine Dramenpoesie und muss bei ihrer Schätzung zur Geltung kommen. Oder soll sein Maßstab nur bei Kunst und Poesie durchaus fehlen, bei welchen viele Stimmführer von heute alles Historische verfehmen möchten? Wo zeitlich und räumlich die Erde und ihre Geschichte den Blicken stets freier sich aufthut, hat die geschichtliche Behandlung auch hierbei ein größeres Recht denn je.

„Der Menschheit große Gegenstände", Vaterland und Freiheit, sind es, welche Franz Nissel die Rüstung des dramatischen Dichters anlegten. In seinem meisterhaften Lustspiele dagegen finden wir, wie wir sahen, die fürstliche Gesinnung eines Königs, die Hoheit und Reinheit einer edlen Frau, Treue und Liebe unter allen Äußerungen des Eigensinnes und der menschlichen Schwäche wundervoll verkörpert, lauter ewig menschliche Züge, über die der Mensch nie müde werden kann zu lernen, weil er sie niemals auslernt, und die in so einfach hoher Darstellung, wie sie hier geboten werden, jeden menschlich fühlenden Sinn entzücken müssen.

Kraft und Stolz bis zur Riesenart, die reizendste Anmuth, das Männliche und das Weibliche in innig verwobener, gepaarter Empfindung, köstlichen Ernst und Scherz genießen wir in seinen Werken, sowohl das Freie des selbstbewussten Bürgers, als auch das wahrhaft Königliche. Und wie abseits von allem Lärmen des Tages der bescheidene und stille Mann doch als ein Freier und ein König, sinnend und schaffend, durch sein geprüftes Leben gieng, so grüne und dufte nun auf seinem Ehrenhügel der volle Kranz des parnassischen Lorbeers!

Geistiges Leben in Österreich und Ungarn.

Wappenbuch der Städte und Märkte der gefürsteten Grafschaft Tirol.

Zeichnungen von Karl Rickelt, geschichtliche Entwicklung von Konrad Fischnaler. Eigenthum und Verlag des Museums Ferdinandeum. Innsbruck 1894. (Druck der Tafeln: August Pries, Leipzig. Druck des Textes: Wagner'sche Universitäts-Buchdruckerei, Innsbruck).

Der Ursprung dieses in jeder Hinsicht schätzenswerten und verdienstvollen Buches (8^0, 150 S., 43 Farbbilder, 19 farblose Holzschnitte) ist zurückzuführen auf den Freiherrn Franz von Lipperheide, welcher sein Unterinnthaler Schloss Matzen mit den Wappen der Tiroler Städte und Märkte schmücken ließ. Dazu hat 1892 Karl Rickelt die künstlerische Zierde geliefert, nach den bildlichen Feststellungen gab die historischen Nachweise Konrad Fischnaler. So einfach diese Thatsachen klingen mögen, eine so mannigfache Verbindung von Unternehmungslust, Großmuth, Kunstgeschick, Forschersinn, Ausdauer, Geschmack und Glück muss der Fachkenner voraussetzen, wenn er mit Beifall und zur Mehrung desselben über das Werk berichten soll.

Man muss nicht glauben, dass etwa die österreichisch-ungarische Monarchie ein Hauptwerk besitzt, aus dem man die Tiroler Antheile an heraldischen Denkmälern dieser Art nur gleich herausnehmen darf; es gibt ja Sammelschriften, worin des Gesuchten mancherlei zu finden, aber in welcher Richtigkeit, in welchem Stile, darf nicht immer gefragt werden. Ein heraldisches Handbuch über die Städte und Märkte hat aber weder Tirol bisher besessen noch ein anderes österreichisches Kronland. Daraus ergibt sich zunächst, wie eigentlich ohne Vorbild dastehen der munificente Schlossherr und der purificente Historiker (um zwei wichtige Eigenschaftswörter ein bisschen zu umschreiben). Gesagt soll aber sein, dass derlei Herstellungen allerorten nur mit schwer erschwingbaren

Kosten, mit vielen Anstößen gegenüber dem Althergebrachten und Eingerosteten, endlich fast ohne die aufrichtige Theilnahme von Verleger und kaufenden Lesern zu machen sind.

Es liegen nicht durchweg zutage die ersten urkundlichen Erwähnungen eines Ortes als Stadt (civitas, oppidum), Markt (forum, burgum, borgo, borgata, beziehungsweise oppidum) oder Dorf (vicus, villa, communitá), noch die wappenmäßigen Repräsentanzen; Fälschungen oder unabsichtliche Verdunkelungen spielen mit ein, einiges hängt überhaupt noch in der Schwebe. Der Verfasser hat sehr gut daran gethan, mit Hilfe der Ausgrabungssachen die ersten Besiedelungszeiten der Orte anzudeuten; das geschieht natürlich häufiger im südlichen Tirol, aber auch im nördlichen, wo die vorrömischen Wohn- und Werkstätten zu Hötting, Imst, Matrei, Völs, Welzelach &c. gewiss wichtig genug sind. Allerdings geht das den Heraldiker wenig an, aber gemeiniglich sind alte Fundorte nie ganz abgekommen und tauchen am frühesten wieder in Urkunden benannt auf. In Großorten hinwieder ist der Verbrauch so unmittelbar stark gewesen, dass fast nichts erübrigte. Älteste Orte sind nicht zu wichtigsten geworden, so Bozen 379, Imst 763, Innichen 770, Ala 814, Riva 993, indes Innsbruck gar nicht vor 1180 geschlossen erscheint. Die unvergleichliche Permanenz aus Römerzeiten steht bei Trient. Von den 57 tirolischen Orten, um die es sich handelt, sind doch 27 welsche und 30 deutsche, eigentlich ein bedeutender welscher Antheil; darob braucht sich weder der deutsche Heraldiker noch der Deutsche überhaupt ein graues Haar wachsen zu lassen, denn vor Jahrhunderten war das Verhältnis noch stärker romanisch.

Einzelne Orte sind Dorfschaften geblieben und führen ein Wappen. Von den gegenwärtig 28 Marktorten gelten 8 wegen amtlicher Anerkennung im 19. Jahrhundert als solche (so St. Lorenzen im Pusterthal, Schwaz, Strigno, Cles, Primiero, Borgo, Lavis, St. Michael), andere 8 sind bereits vorher, theils schon im 16. Jahrhunderte als Märkte anerkannt (so dem Alter nach Pergine, Neumarkt, Tramin, Innichen, Matrei, Kaltern, Hopfgarten, Windisch-Matrei); die meisten, nämlich 12 (darunter 7 welsche), haben eine ausdrückliche Markterhebungsurkunde, der älteste dieser Märkte ist Mühlbach (1269), der jüngste Cembra, dazwischen liegen Imst, Sillian, Reutte, Fondo, Vezzano, Storo, Mals, Roncegno, Predazzo und Condino. Den Markttitelanspruch, welcher wahrscheinlich den Orten Landeck und Prutz zukommt, anerkennt der Verfasser, bedenkt aber die Orte nicht mit Bild und Text; 6 welschen Orten widmet er Bild und Text, wiewohl er nur dreien geneigt ist, einen Anspruch zuzugestehen.

Von den 20 Städten (nur 6 welsch) ist die älteste Trient, die jüngste Levico (1894); von den übrigen wurden Stadt im 12. Jahrhunderte Brixen, erst im 13. Innsbruck (1233) und Bruneck, im 14. Hall,* Sterzing, Lienz, Bozen, Meran, Glurns, Vils,* Kitzbühel, Kufstein, Riva, Rattenberg, im 15. Klausen, im 16. Roveredo, im 17. Arco, in unserem Jahrhunderte vor Levico* auch Ala*; eine eigentliche Stadterhebungsurkunde besitzen aber nur vier (die mit * bezeichneten),

worunter die Hauptstadt nicht ist. Man sieht, im 14. Jahrhunderte drängen sich die Stadtrechte, und das gilt auch ausdrücklich als die Ausgangszeit für die Wappenführung seitens der Städte und Märkte; der Anfang ist nicht eben zahlreich, er nimmt in den folgenden Zeiträumen zu. Aus der spätesten Zeit stammen die meisten welschen Ortswappen; die Zeichen für Roncegno sind noch nicht anerkannt.

Nun wird man für rechte Schätzung des in Rede stehenden Werkes auch in Erwägung zu ziehen haben, dass farblose Siegelbilder allein für manche Fälle anzuwenden waren, dass aber das Museum Ferdinandeum in Innsbruck eine Wappensammlung verschiedener Anlagen in seltener, anderwärts gar nicht oft angestrebter Fülle besitzt, und dass diese sowohl, als eine stattliche Reihe anerkannter in- und auswärtiger Autoren, Sammelwerke und Anstalten durch den Buchverfasser benützt und getreulich mitbenannt worden sind.

Die Pfaundler'sche Siegelsammlung, die Mayerhofen'schen Stammtabellen, des heraldischen Altmeisters Hugo R. v. Goldegg Studien, die Adlerwerke von Burglechner und Busson stehen da obenan, hoffentlich zur Befriedigung jener seltsamen Wappenfreunde, welche bisher mit den Siebmacher'schen und Fürst'schen sowie den Brandis'schen Heroldbildern ihr Auskommen gefunden haben.

Im allgemeinen empfängt auch der lernbegierige Laie den Eindruck, vor echten Bildern alter Zeiten zu stehen und einen nicht überflüssigen Hausrath der Ahnen aufgefrischt zu erhalten in diesen den Farb-Holzschnitten des 16. Jahrhunderts gleichenden Tafeln. Sieht man genauer zu, so erscheinen eigentlich nur fünfzig und ein paar Bildlichkeiten, mit denen alle die tirolischen Orte sich kennzeichnen. Es sind dies Bilder aus dem Thierreiche, als Adler, Esel, Fischotter, Gemse, Hund, Lamm, Löwe, Ochs und Schwalbe; aus dem Pflanzenreiche, als Baum, Blattkranz, Rose, Zirbelkiefer; aus den anderen Naturreichen, als Bach, Mond, Stern, Wolken; von Geräthen und Bauten erscheinen Bogen, Brücke, Fass, Hammer und Schlegel, Kessel, Kreuz, Kugel oder Eirund, Loth, Mauer, Rad, Säule, Schlüssel, Schnalle, Schießbogen, Stab, Thurm, Schaff und Winkelmaß. Wenn wir noch als reine Heroldszeichen (beiläufig zu sagen) erwähnen den Balken, die Fünftheilung, dazu noch die Buchstaben F, P, PAX nennen, so erübrigt uns die menschliche Gestalt. In der Form des Bettlers und der Heiligen ist sie verwendet. Welches Bild ist nun das zahlreichst verwendete? Es ist das Kreuz in mehreren Ausgestaltungen; diesem folgt der Balken, das besonders österreichische Bild, Baum und Heiliger halten sich die Wage, alsdann sind nur mehrfach vertreten Adler, Mond, Stern, lediglich zwiefach Brücke, Hammer und Schlegel, Löwe, Mauer, Rose, Thurm und Thurmpaar und Säule, fast alles andere begegnet nur einmal. Interessant sind die Namenwappen, so der Apfelbaum für Malo, die Brücke (Steinrammen) für Innsbruck, der Esel (richtig Mulo) auf dem Bachsteg für Mühlbach, der Flügel für Ala, das Gemskitz für Kitzbühel, der Kessel (caldaro) für Kaltern, die Kufe für Kufstein und die Form „brenta" für Brentonico, der Maulbeerbaum für Mori, das Rad für Rattenberg, der Schlüssel (Clausur-

geräth) für Klausen, der Schießbogen für Arco, endlich der Zirbelzapfen (von pinus cembra) für Cembra. Sill-Seile oder Zugstränge soll das Schnallenartige von Sillian vorstellen, an die Stabteiche (robur) der Eichelbaum von Roverebo, an den Stärzler der Lahme von Sterzing erinnern. Im Trienter Wappen bezieht sich gar nichts auf tre, tres, tria, dens oder doss; nicht drei Felsen, Zähne oder der neptunische Dreizack sind da, auch der rothen Brustflämmchen sind fünf.

Was wir nach Abthuung einiger allzu starken Beiwortformen, wie „Trientner", „Trientnerisch", „Brixenerisch" (früher sagte man wohl gar „Lienznerisch"), dann der Ausdrücke „tincturiert", „eine Gruppierung modificieren und modern präcisieren", nach Berichtigung für S. 142, Note 8 (Einleitung statt Eintheilung) gewünscht hätten, das wäre eine größere Herbeiziehung der Dorfzeichen (wie Cortina, Thurm zwischen zwei Bäumen u. v. a.), weil denn doch manche der Kleinorte marktartig aufstreben, früher oder später höhere Ansprüche stellen oder beizeiten vor eindringenden Unrichtigkeiten gewarnt werden sollen. Übrigens bedeutet solch ein Wunsch nur den wachsenden Appetit bei einer guten Tafel, und aufgestellt ward hier ganz Vorzügliches. P.

Literarische Neuheiten aus Tirol.

Seit wir zuletzt die Ehre hatten, in diesen Blättern über neue Erscheinungen der tirolischen Belletristik Bericht zu erstatten („Österreichisch-Ungarische Revue", 16. Band, 1. Heft, 1894), ward uns die Freude, unsere Bücherei um einige namhafte Gaben gleicher Art zu bereichern. Zwar hat sich die Regsamkeit unserer literarisch schaffenden Geister auch auf dem Felde der Wissenschaft und auf dem Grenzgebiete, welches zwischen ihr und der Dichtkunst liegt, wieder gar löblich hervorgethan. Um nur Weniges anzuführen, sei auf die ganz vortrefflichen Monographien Anton Zingerles „Über den Humanismus in Tirol unter Erzherzog Siegmund dem Münzreichen" und „Über Berührungen tirolischer Sagen mit antiken", dann auf die gehaltvolle und noch viel Schönes verheißende Broschüre Professor Josef Wackernells „Über die altdeutschen Passionsspiele in Tirol" und auf Christian Schnellers mustergiltige „Beiträge zur tirolischen Ortsnamenkunde" hingewiesen.

Auf dem Parnass aber ist es wieder besonders lebendig geworden. In Meran spielt man mit verstärktem Eifer und großem Erfolg Karl Wolfs bekannte Volksstücke „Tiroler Helden" und „Andreas Hofer"; in Thiersee haben die braven Bauern von neuem ihre Passionsbühne aufgethan, die nun hochgesetzten Erwartungen gerecht wird. Die dramatische Kunst findet also bei uns ununterbrochene Pflege, deren sich die erfreuen können, welchen die Neuheiten des hauptstädtischen „Nationaltheaters" nicht zugänglich sind.

An allerhand bedeutende Aufgaben wagt sich die Feder unserer Landsleute. Der Wildschönauer Simon Prem hat eine Biographie Goethes geschrieben, die vor ihren zahlreichen Vorgängerinnen gar nicht zu erröthen braucht, und der Pusterthaler Josef Seeber, ein schon seit Jahren regsam schaffender geistlicher Poet, ist in einem fein und geistvoll gehaltenen Jambenepos kühnen Muthes dem alten dunklen Ahasverproblem zuleibe gerückt. Es ist dies eine Schöpfung, die nach Form und Inhalt hohe Vollendung aufweist, von vielen unbedingt, von anderen bedingungsweise laut gepriesen wird und so der priesterlichen Demuth des Verfassers die schwersten Heimsuchungen bereitet. Die vorzüglichste epische Dichtung aber, welche wir mit Stolz unserer Tirolensienliste einverleiben, hat ein Mann geschaffen, der, im lieblichen Egerland geboren, durch Schicksal und Neigung einer der Unsern geworden. Wir meinen den Dichter der „Emerentiana", Gerhard zu Reinbach oder mit dem wahren Namen Georg Baier. Seine „Emerentiana" ist eine bei siebentausend tropäische Tetrameter umfassende Erzählung aus Tirols Vergangenheit. Der ganze Zauber mittelalterlichen Wesens ist über diese reizvolle Dichtung ausgegossen; Ritterthum und Minne entfalten ihre lebenskräftigen Schwingen innerhalb eines Rahmens, wie ihn so reich und herrlich doch nur ein von der Natur und von der Geschichte liebevoll bevorzugtes Alpenland zu bieten vermag. Um gar nichts steht Georg Baier hinter Rudolf Baumbach oder Julius Wolff zurück; er nimmt es mit jenem im Humor, mit diesem in der Energie der Darstellung, mit beiden in deren Wärme, Fülle und Plastik auf. Sein braver Ritter Jörg von Welsberg und seine herzgewinnende Titelheldin sind Prachtfiguren wie Don Rodrigo und Ximene, nur dass sie den Vorzug haben, deutsch zu sein bis zum letzten Tropfen ihres Blutes. Wenn die große Tagespresse von einer „Emerentiana" schweigt oder nur kühl und obenhin Bericht gibt, so häuft sie eine neue große Sünde auf ihre anderen.

Einen trefflichen Beweis von der ewig frischen Schaffenslust heimischer Sänger gibt unsere jüngste Lyrik. Ein wackerer Skalde der alten Richtung, der gemüthreiche und schlagfertige Kapuziner Norbert Stock, hat mit einer schönen Sammlung zahmer und wilder Lieder klärlich dargethan, wie unrecht der literaturkundige Vilmar mit der Behauptung hatte, die dichterische Thatkraft erlahme vor dem fünfzigsten Lebensjahre. Hier ist noch offener Sinn fürs Schöne und Gute, mannhafte Treue der Überzeugung, ein heller Blick in die Welt und in die Menschenseele und unverbrauchte Kraft genug. Und sollte Bruder Norbert gelegentlich einmal sein letztes Lied anstimmen, so ist schon ein anderer da, Bruder Willram genannt, der sein Erbe antritt, nicht um es zu verthun, sondern um es ersprießlich zu mehren. Heuer hat dieser junge Poet unter dem Titel „Kiesel und Krystall" sehr gelungene Gedichte herausgegeben, unter denen die vaterländischen und die Mariengesänge den Neid manches berühmt Gewordenen erregen könnten. Bescheiden wie die beiden Vorgenannten, hat Paul Greußing seine lyrische Auslese „Heideblumen aus dem Stubaithale" überschrieben; auch bei ihm findet sich, hat er schon im Bruder Willram einen dermalen weit über-

legenen Nebenbuhler, mancherlei recht Hübsches und durchwegs lautere Stimmung.

Die Volksgeschichten, welche in der Literatur der alpinen Grafschaft bereits einen ansehnlichen Raum einnehmen, blühen fröhlich fort. Der längst verstorbene Josef Praxmarer, ein ebenso fruchtbarer wie einsichtsvoller Erzähler, dem wir die beliebten Geschichten „Von den Flegel- in die Mannesjahre" und „Die Zillerthaler Auswanderer" verdanken, lebt wieder munter auf. Seine Bilder aus dem Tiroler Volksleben sind nunmehr durch einen stattlichen Band ergänzt: „Die Pestkapelle im Gaisthale." Auch dies Buch liest sich vermöge seines treuherzigen, nicht selten naiven Tones und der darin aufgespeicherten vaterländischen Erinnerungen sehr vergnüglich und bildet für ländliche und städtische Familienkreise eine gesunde und nahrhafte Hausmannskost. Wem aber ein Werk von fünfundzwanzig Druckbogen und etwas lehrhafter Haltung zu stark ist, dem rathen wir, nach Karl Schönherrs humorvollen Skizzen zu langen. „Allerhand Kreuzköpf'" führt uns der gemüthliche und treffliche junge Schilderer vor, prächtige Typen aus den Tiroler Thälern, wo ja naturwahre Ursprünglichkeit so wenig auszurotten ist wie das Edelweiß ihrer Berge. An Schönherrs treu gezeichneten Gestalten und Bildern mag jedermann sich erlaben; sie sind dem Gelehrten eine Arznei für sein misshandeltes Gehirn und dem Mann aus dem Volk ein unterhaltender Spiegel und Guckkasten.

Noch möchten wir eines echt tirolischen Unternehmens gedenken, das zwar noch nicht zum Abschluss gebracht, aber immerhin gesichert und so weit gediehen ist, um das Interesse weiter Kreise zu erregen. Den mit beispielloser Umsicht und Ausdauer fortgesetzten Bemühungen des k. und k. Militärintendanten Karl Schmid in Innsbruck ist es gelungen, eine stattliche Reihe tirolischer Schriftsteller und Künstler für ein monumentales Werk zu gewinnen, das mit den Ideen des noch unvergessenen Andreas Hofer-Festes zusammenhängt. Es soll nämlich dem glorreichen Vorkämpfer unserer Freiheitskriege und all seinen Untercommandanten ein aus dem verbündeten Fleiß heimischer Kräfte hervorgehendes literarisches Denkmal gesetzt werden, nicht minder würdig jener Heldengestalten als das erzgegossene, welches vor dem Fichtenwald am Berg Isel aufragt. Schon sind viele und tüchtige Bausteine dafür zusammengetragen; nach Jahresfrist hoffen wir von deren gelungenem Gefüge melden zu können.

Das wäre in rascher Übersicht wieder ein Register dessen, was unsere schriftstellernden Landsleute in letzter Zeit hervorgebracht haben und planen. Es ist dafür gesorgt, dass dem Berichterstatter der Faden nicht ausgehe: möge, wenn das Neue alt geworden, der gute Geist, welcher es geboren und beseelt, der schaffenden Zukunft gewahrt bleiben!

Trient.

Dr. Ambros Mayr.

Wenn ein so wuchtiges Buch wie die „Geschichte der Päpste seit dem Ausgange des Mittelalters“ vom Innsbrucker Professor Ludwig Pastor in fünf Jahren schon eine zweite Auflage erlebt, so spricht dieses allein für die Bedeutung desselben. Dazu kommen nun auch Übersetzungen ins Französische, Italienische und Englische, an die sich bald eine solche ins Böhmische und Spanische anschließt. Jakob Burckhardt, bekanntlich einer der ersten Kenner der Renaissance, meinte, „diese Geschichte der Päpste werde nicht bloß ein Lesebuch, sondern für Unzählige ein Nachschlagewerk werden“. Das ist nun thatsächlich eingetroffen. Der Verfasser kann auf seinen Erfolg stolz sein, Gregorovius und Reumont sind nun in mancher Beziehung überholt. Freilich standen diesen nicht die Quellen zugebote wie Pastor, dem sich wie auf den Schlag der Wünschelruthe das streng verschlossene geheime päpstliche Archiv öffnete, an dessen Thür bisher andere vergebens klopften. Die Curie hat aber auch, wie es in solchen Fällen meistens geschieht, durch ihre Offenherzigkeit nicht nur nicht verloren, sondern gewonnen: sie ist besser als ihr Ruf, und viele Schmähreden, die sich gegen sie gerichtet, sind nun abgeschwächt oder in Nichts zerflossen. Uns interessiert insbesondere die Darstellung der Händel Sigismunds von Tirol; sein Vertreter Gregor von Heimburg kann mit viel mehr Recht als ein Vorläufer Luthers, dessen maßlose Sprache hier bereits anklingt, betrachtet werden als Dante, den man manchmal so bezeichnet. Die Urkunden des Klosters Neustift sind noch nicht herbeigezogen, vielleicht werfen sie ein klares Licht auf die Verhältnisse, denn Albert Jäger und Egger treten für Sigismund ein.

Besonders gern verweilten wir bei Papst Pius II., der als Äneas Sylvius zu den Humanisten zählte, und der manche Dinge schrieb, an die er später nicht gern erinnert sein wollte. Er war eine Zeitlang Pfarrer zu Sarnthein bei Bozen. Seine Schilderungen zeugen von tiefem Naturgefühl, wie wir es viel später bei Rousseau finden. Wir können uns jedoch auf Einzelheiten nicht einlassen. Dass Pastor bei der neuen Auflage alle berechtigten Ausstellungen der Kritik und das unterdes zugewachsene Material fleißig berücksichtigte, versteht sich von selbst.

Arthur v. Wallpach veröffentlichte unlängst ein Bändchen „Im Sommersturm“. Ein Theil ist socialen und politischen Fragen gewidmet: Phrasen, wie wir sie oft genug zu hören bekommen. Man übersetzt nicht mit einem Salto mortale Abgründe, die bis jetzt nicht die größten Denker und Staatsmänner ausgefüllt haben. Von den Liebesgedichten sind manche unreif, die man als Lückenbüßer entschuldigen mag, es bleibt aber eine Anzahl Nummern übrig, die unbedingt zum Besten gehören, was unsere Zeit hervorgebracht hat. In dieser Art Lyrik überragt Wallpach nicht nur die Modernsten, zu denen er zählt, sondern auch alle anderen „Mitstreiter“. Hier ist wahre Leidenschaft, tiefe Empfindung, poetischer Schwung, Kraft der Phantasie und eine lebendige Schilderung der Natur, Frische des Ausdruckes, so dass wir sagen können: Wallpach ist trotz mancher Reminiscenzen kein Epigone. Wir wünschten den Dichter durch mehrere Citate zu charakterisieren, doch genüge hier eine Probe.

„Die Lindenblüten wehen,
Und Morgenlüfte gehen
Wie Boten durch das Land.
Bergeinsamkeit, nun schlage
Am goldenen Sonnentage
Um mich Dein grün Gewand!

Der Lärchwald wogt und schaukelt,
Und durch die Wipfel gaukelt
Ein Strahl des reinsten Blaus.
Wie köstlich lockt die Weite —
Flieg aus, mein Lied, und breite
Den Zaubermantel aus!

O, sei nach Regendunkeln
Willkommen, Glitzerfunkeln,
Goldglast des Sonnenscheins:
Ich schwing' den Hut und grüße
Dich, Sonne, junge süße
Urmutter alles Seins!"

Wir könnten noch schönere, eigenthümlichere Proben geben, sie sind jedoch zu lang. Nun meldet sich aber der Schulmeister. Platens Metrik bedarf mancher Verbesserungen, ja sie ist überholt, es läſst sich indes von ihr noch immer viel lernen, vor allem gilt noch der Spruch:

„Wer sich zu dichten erkühnt und die Sprache verschmäht und den Rhythmus,
Gliche dem Plastiker, der Bilder gehaun in die Luft."

Das möge sich Wallpach merken; man darf nicht schleudern, weder hier noch dort, bizarr ist nicht immer originell, und manchmal erlaubt er sich Geschmacklosigkeiten, von denen wir keine zu citieren wagen, weil sie die Wirkung unserer anerkennenden Worte beeinträchtigen würden. Das mag allermodernst sein, aber schön ist es gewiſs nicht. Wir begrüßten Wallpach mit Freuden, gerade deswegen aber, weil er so bedeutend ist, gilt Strenge als Pflicht, als höchste Pflicht — an Pfuschern gehen wir schweigend vorbei. A*r.

Tiroler Helden. Gedichte von Albrecht Graf Wickenburg. Wagner, Innsbruck 1893. VIII, 65 S.

In einzelnen Liedern werden die Hauptthelden Tirols und deren Thaten von 1797, 1805 und 1809 besungen. Die Zahl derselben ist lange nicht voll, es wären noch genug übrig zu einem zweiten Hefte dieser Art, und jeder, der dies erste liest, wird die Fortsetzung lebhaft wünschen; denn es sind wahre Perlen der Poesie, die hier geboten werden. Ein starker historischer Sinn, mit dem er die geschichtlichen Gestalten treu und groß erfaſst, zeichnet den Dichter aus, und mit dem Feuer reiner Begeisterung in einer glänzenden, volltönenden Sprache weiß er auch den kühlsten Leser zu ergreifen und für seine Heldengestalten zu erwärmen. Diese Vorzüge machen die Sammlung besonders empfehlenswert für unsere vaterländische Jugend. Man hat sich gewöhnt, die Mustergestalten für die-

selben aus aller Herren Länder alter und neuer Zeit zusammenzutragen, und ist in Gefahr gerathen, die des eigenen Vaterlandes zu vergessen, trotzdem diese nicht weniger groß sind und uns in jeder Hinsicht viel näher stehen; denn sie sind unseres Fleisches und Blutes, auf demselben Boden, in denselben Verhältnissen und Lebensbedingungen aufgewachsen, haben daher den ersten Anspruch, dass sich an ihren Heldentugenden jene ihrer Enkel entzünden. Bei solchen Gedanken fällt uns immer ein Zorneswort Simrocks ein: „Was vergafft Ihr Euch in allen Tand, allen armseligen Kram des Auslandes, wallfahrtet mit pedantischer Entzückung zu allen Gräbern überalpischer, überpyrenäischer großer Männer und vergesst daheim die ehrwürdigen Ruhestätten der eigenen Väter. Blickt umher in Euren eigenen Gauen: wohin Ihr schaut, da ist classischer Boden, da ist ein Held geboren, da sind Unsterbliche gewandelt!" Umso wärmeren Dank aber verdient der edle Sängermund, der sie uns so innig in das Gedächtnis zurücksingt. Es hat keine Noth, ist aber doch herzgewinnend, wenn Graf Wickenburg in einem „Widmungsgedicht" sich bescheidentlich deshalb entschuldigt:

„Wahrhaftig, es geschieht nicht ohne Zagen,
Tret' ich vor Euch mit diesen Blättern hin —
Geziemt's mir denn, Tiroler Tracht zu tragen,
Dieweil ich doch nicht von den Euren bin?
Ihr spöttelt gerne über fremde Männer,
Die an dem Hut den Gamsbart aufgesteckt,
Vielleicht dass man auch mich im Land des Brenner
Nur lächelnd als ‚Salontiroler' neckt!

Doch sind wir fremd? . . . Ich bin vom Lande Steier,
Die Hochlandluft, sie hat auch mich umweht,
Es weht auch dort der Sturmhauch von Passeier,
Wenn's unserm Volksthum an die Kehle geht!
Mein Heimatland führt Eisen in den Adern,
Und seine Söhne sind gesund und stark,
Und zu den mächtigsten von Östreichs Quadern
Gehört auch sie, die grüne Steiermark.

Auch darum fühl' ich mich mit Euch ein Gleicher:
Wir hangen treu am großen Vaterland —
Wann gab es einen bessern Österreicher
Als Euern Urtiroler Wirt vom Sand?
Auch durft' ich ein Jahrzehnt bei Euch verbringen,
Und ein Jahrzehnt, das gibt ja Heimatsrecht,
Und lernt' ich auch nicht echt tirolisch singen,
Ist meine Liebe zu Tirol doch echt!"

Als Tiroler und dazu als einer, der sich schon jahrelang mit einer tirolischen Literaturgeschichte befasst, darf Unterzeichneter darauf wohl antworten: Auch der Gesang ist echt, und es sind nur wenige, die in Tirol oder über Tirol gesungen haben, deren Producte sich mit diesen Heldenliedern Wickenburgs vergleichen lassen.

Innsbruck. J. E. Wackernell.

Österreichisch-Ungarische Dichterhalle.

Blumen der Heimat.

Von Heinrich Hege.

Pola.

Aus dem nord'schen Heimatland
Sandte mir, dem Wandermüden,
Nach dem sonndurchglühten Süden
Blumen eine schöne Hand.

Hier auch stehn der Blumen viel —
Heil den gelben, rothen, blauen!
Ihrer Kronen Zier zu schauen,
Ist auch mir ein frohes Spiel.

Aber was dort oben blüht,
Wo die gold'nen Saaten wehen,
Wo die ernsten Wälder stehen,
Das ist Blume fürs Gemüth!

Jede mir in Worten spricht,
Die den Weg ins Herz gefunden;
Wenn sie dann zum Strauß gebunden,
Sind sie mir wie ein Gedicht.

Allen bin ich liebgesinnt,
Doch sind die die schönste Gabe,
Weil ich die am liebsten habe,
Die der Heimat Blumen sind!

Dichtungen von R. Th. Schmidt.

Wien.

Die Nacht.

Die Nacht ist in den Tag verliebt,
Sie folget seinen Spuren,
Folgt ihm in ihrem Liebeswahn
Durch Thäler, Berg und Fluren.

Und jagt ihm nach bis an das Meer,
Verzehrt von Sehnsuchtsqualen,
Zu haschen einen einz'gen Kuss
In seinen Scheidestrahlen.

Ach, unglückselig schwarze Nacht,
Dein Leid wird ewig währen:
Ist's darum, dass Du immerdar
Vergießt so schwere Zähren?

Und wenn der lachend frohe Tag
Am Erdenrund erscheinet,
Dann lächelt er, dass Du um ihn
Viel Stunden lang geweinet.

Er lächelt jener Perlen all,
Die an den Gräsern prangen,
Und spottet Dein, die sich verzehrt
Im sehnenden Verlangen.

Birgst deshalb Du manch Ungemach
In Deinen schwarzen Falten —
Ist es gekränkter Liebe Fluch,
Den Du für Dich behalten?

Winternoth.

Ich war im Sturme gestern draus
Auf weißbeschneiter Heide,
Die Erde trug ihr Winterkleid
Mit blitzendem Geschmeide.

Es ächzte wehmuthsvoll und bang
In frosterstarrten Bäumen,
So wie ein Todeskranker ächzt
In schweren Fieberträumen.

Und düst're Wolken thürmten sich
Wie graue Meereswogen
Als Unheilsboten für die Nacht
Am weiten Himmelsbogen.

Die Raben schrieen über mir,
Voll Hungersnoth und Sorgen —
Kein Hoffen für den heut'gen Tag
Und Rettung nicht für morgen!

Krächzt nur und klaget Euer Leid,
Ich kenn' des Lebens Weise:
Mich hungert nach Glückseligkeit
Und Euch nach einer Speise!

Einst und jetzt.

Denkst Du noch der süßen Stunde,
Da wir still beisammen saßen
Und das Wagestück der Zukunft
Mit dem Blick des Siegers maßen,
Wo das Schwerste leicht uns dünkte
Und die drohend schwarzen Schatten,
Die Dämonen vieler Jahre,
Keine Schrecknis für uns hatten?
Ach, die Zeiten sind vergangen,
Thorheit ist der Jugend Hoffen,
Und des Schicksals beste Streiter
Sind von Stümpern übertroffen!
Also stehn wir treu vereinigt
Auf des Lebens schwankem Stege,
Wie auch Stürme um uns tosen,
Wandeln wir auf gleichem Wege.

Ergebung.

Wie kalt und mitleidslos der Mond
Auf mich herniederschaut,
Auf mein verstörtes Angesicht,
Von Thränen überthaut!

Wild raschelt es in Busch und Strauch,
Und näher rückt die Nacht,
Bald ist die Welt in Schlaf versenkt,
Nur meine Sorge wacht.

Ich schreite tapfer für und für —
So fern ist noch das Ziel! —
Ein Wand'rer, arm und stützelos,
Des Zufalls loses Spiel.

Gar mancher Stein mich blutig ritzt,
Mein Fuß ist müd' und wund,
Doch wie der Schmerz auch quälen mag,
Verschlossen bleibt mein Mund.

Wandermüde.

Wenn ich mich nach rückwärts wende
Nach den längstvergang'nen Jahren,
Staun' ich nicht, dass es so silbern
Keimt in meinen dunklen Haaren.

Gleich der See, der sturmbewegten,
Schau' ich kampfumtost mein Leben,
Nachtverhüllt der Zukunft Bilder,
Eingesargt mein heißes Streben.

Ist's ein Wunder, wenn ich, müde
Von des Daseins wildem Hasten,
Von der langen Reise Mühsal,
Will am nächsten Wegstein rasten?

Ahnung.

Von Victor Felbegg.

Wien.

So ruhig liegt die weite Flur,
Vom Monde matt erhellt,
Ein traumerfülltes Schweigen nur
Durchflutet bang die Welt.

Es wallt herab ein dämmernd Licht
Vom fernen Himmelssaum —
Mir ist, der Welten Allgedicht
Schwebt durch den hehren Raum.

Andächtig blick' ich himmelwärts,
Wo Stern an Stern gesät,
Und eine Ahnung zieht durchs Herz
Von Gottes Majestät.

In der Sommernacht.

Von Demselben.

Die weite Landschaft dämmert
Fern klingt ein Abendlied,
Und tief im Thale hämmert
Der alte Nagelschmied.

Mit jedem Funkensprühen,
Mit jedem Hammerschlag
Beginnt aufs neu zu glühen,
Was längst in Asche lag.

Und was schon längst verglommen
Im Herzen ich gedacht,
Ist neu in Glut gekommen
In jener Sommernacht.

Am Weiher.

Von Franz Tafatscher.

Innsbruck.

Stiller Weiher in den Gründen,
Der wie traumverloren ruht,
Will zu Dir mich immer flüchten,
Rauscht um mich des Lebens Flut!

Stiller Weiher in den Gründen,
Du nur gleichst dem wahren Glück:
Sanfte Ruh' und süßen Frieden
Spiegelst Du der Welt zurück!

Der Attentäter.

Proverbe in einem Act von **Fritz Pichler**.

Graz. (Schluss.)

4. Scene.

Adrienne, Major, Beate.

Adrienne (in etwas strengerer Toilette und mit Schmuck hervorkommend). Bleiben Sie etwas noch, Beate! Wir bekommen Besuch, Herrenbesuch. Was seh' ich? Was haben Sie, Beate? Was ist hier vorgegangen?

Major. Das Telegramm da! Baronesse, ohne alle Absicht hab' ich's gelesen, soeben, nach aller Länge und Breite gelesen oder wenigstens dem Sinne nach! Ich bitte um Vergebung. Es lag da, so wie die Zucker daliegen, und in meiner Aufregung ... mit einem Worte, so ist es geschehen. Meine Aufregung ist erklärlich: es handelt sich ja doch um, gelinde gesagt, um einen Abenteurer, der mir eigentlich noch mehr ist. Aber was das Fräulein dabei oder dadurch ... das verstehe ich nicht. Doch vermuthlich ist das wieder durch meine Schuld geschehen, ich weiß gar nicht warum?

Beate. Eine Athembeklemmung ... ich bitte ... ich will mir nur ein Glas Wasser ... und sogleich später ... ich beschwöre Sie, Baronesse, hören Sie mich an! (Eilig ab nach rückwärts links, zweite Thüre.)

Adrienne. Nachdem also Herr Major schon etwas Mitwisser unserer Geheimnisse sind ... und Papa ist alsbald da ... (liest oberflächlich das Telegramm) „Königin ... endlich Lohn holen" (lacht auf) ... den Namen konnten Sie schon in Nizza erfahren, Roniatowsky, der Herr, den wir heute erwarten ... nun, so weiß ich eigentlich gar nicht, was Sie nicht wissen sollten?

Major. Aber der Bauer?

Adrienne. Diese paar Anspielungen, das interessiert Sie kaum. Ich werde die Herren, die nie zusammen waren, einander vorstellen, dann wird sich ja zeigen, wie Sie sich gefallen.

Major. Das weiß ich schon im voraus.

Adrienne. Jedoch zuvor noch eines! Was war es mit dem Fräulein, wenn ich fragen darf? Mir wird es heute auffallend.

Major. O nichts, was weiß ich!

Adrienne. Hatten Sie ein Missverständnis?

Major. Nicht im geringsten.

Adrienne. Ihre Pulse flogen ja nur. Ich würde gerade heute sehr viel dafür geben, wenn ich erführe, ob etwas vorliege. Sie sind ein vorsichtiger Menschenbeobachter, Herr Major Streckfuß, finden Sie mir's

doch heraus, was es da gegeben! Ich bitte Sie um diesen großen Gefälligkeitsdienst. Auch Papa hält große Stücke auf Beate.

Major. Das würde mich sicherlich sehr freuen, wenn ich nur erst wüsste, wie Baronesse selber gesinnt sind. Es ist gar nicht sehr einfach. Sie meinen die Ursache ihrer Aufregung und gerade die der heutigen, der wiederholten Aufregungen? Soweit ich von der Zeit sprechen kann, als ich da bin — die Artillerie regt eben immer etwas auf — so ist das noch kaum die halbe Stunde. Die Minuten fliegen ja so sehr in Ihrer Nähe, dass man sie mit Gewalt festhalten möchte, die Minuten nämlich; ich meine, was diese Zeit anbetrifft, so kann es wohl sein, dass das Motiv der Beunruhigung von mir ausgegangen ist. Das erstemal, Sie wissen ja selbst, Baronesse, Sie haben das Fräulein hernach so schön calmiert, nachdem Sie selbst etwas — mit Erlaubnis zu sagen — zum Scheine piquiert gewesen oder wenigstens gegen uns alle nicht so gnädig wie sonst, so mild, so zart, so sanft, so übergewöhnlich, ich möchte fast sagen, so überirdisch —

Adrienne. Fassen Sie sich!

Major. Wo bin ich geblieben? Natürlich werd' ich mich fassen. Ich werde mir nichts vorwerfen lassen. Ganz objectiv beurtheile ich Ihr Benehmen, nicht wahr? Das zweitemal eben jetzt, in Ihrer gefälligen Abwesenheit, hatten wir allerdings eine längere Auseinandersetzung ... wie dieses sonderbare polnische Telegramm ... der Herr Papa haben es mir ja offen in die Hand gegeben, bevor ich noch etwas habe reden können dagegen —

Adrienne. Ich danke, danke sehr.

Major. Nun, da habe ich mir allerdings erlaubt, einigermaßen, was man sagt, die Partei des Fräuleins zu ergreifen.

Adrienne. Partei? Gegen wen?

Major. Gegen? Fragen Sie lieber, für wen!

Adrienne. Das verstehe ich nicht.

Major. Es ist auch nicht sofort zu verstehen. Ich dachte nur, wenn ich eine Familie hätte, dieses Fräulein möchte ich mir zu meinen Töchterchen und meinen Knaben nehmen. Eigentlich entspricht das auch nicht ganz genau dem Sachverhalte. Aber am Ende, gar alles muss ich ja der Baronesse auch nicht sagen, nachdem Sie sich mir so ferne stellen. O Marmorbild! Und in dieser herrlichen, herzerfreuenden Wunderpracht der Schweizer Natur müssen Sie mir, Sie, die Ausländerin, mir, dem Einheimischen, ein solches Leid anthun, hier auf diesem eigenen Grund und Boden, den unsere Väter und Vorväter vertheidigt haben mit Gut und Blut gegen die Gewalt der Österreicher! Ganz recht. Ich verstehe Sie. Wir sprechen ja nur von dem Fräulein Beate. Was weiß ich? Diese Nürnbergerin scheint einmal so eine Vorliebe für unsere Landleute gefasst zu haben, wie man das auch dem Schiller in Betreff des Wilhelm Tell nachsagt oder den Meiningern wegen ihrer bäuerlichen Landschaftsscenerien. Nichts als Sympathie. Oder sagen wir Idiosynkrasie. Sowie wir im Telegramm auf den Bauer gekommen sind, war der Herzkrampf wieder da.

Adrienne. Was meinen Sie damit?

Major. Das frage ich Sie, hochverehrteste Baronesse!

Adrienne. Das erklärt mir aber die ganze Sache nicht.

Major. Mir noch weniger. Sie müssen wissen, was hinter dem Bauer steckt!

Adrienne. Lächerlich.

Major. So muss ich allein einstehen für die Reinheit des Namens Gelsersheim.

Adrienne. Das sei nun die Grenze, Herr Major Streckfuß! Genug!

Major. Gewiss! Knien . . . kann ich nicht, Baronesse von Gelsersheim! Laut beschwören ist gegen mein Naturell. Zwingen kann ich Sie nicht.

Adrienne. Beate wird sich mittlerweile erholt haben.

Major. Nur zu! Auch das noch. Sie mag es sehen. Sie mag Zeugin sein. Also kurz gesagt: was soll denn dieser Pole voraushaben, dieser vesuvisch feurige Bogumil Roniatowsky vor einem Patrioten, der seine Ehrenpflicht erfüllt? Es ist ganz unfassbar. Und obendrein, wenn politisch verwerfliche Mittel in Anwendung gebracht werden.

Adrienne. Lassen wir gar die Politik aus dem Spiele! Meine Geduld scheitert.

Major. Gewagt, gethan. Was ich dem Herrn Papa vorlegen wollte als allerwichtigstes Material zur Geschichte der Seelen, das gebe ich Ihnen jetzt preis. Dann wählen Sie! Dann bedenken Sie die Geschichte Ihres Hauses! Ich warne Sie vor diesem Polen. Ich müsste mich sehr irren, wenn er nicht demnächst ausgeliefert würde auf Requisition der russischen oder einer anderen Regierung.

Adrienne. Das ist über alle Rücksichten hinaus.

Major. Ja freilich!

Adrienne. Belieben Sie doch —

Major. Einen Augenblick! Seitdem gestern nachmittags der Attentäter —

Adrienne. Nichts, nichts davon! — Beate!

Major. Wie Sie meinen. Es kann kein Zweifel mehr sein, dass sich meine Ahnungen bestätigen. Ich kenne die Polen. Es ist der eine wie der andere von diesen Edelleuten dunkelster Herkunft. Sie leben überall in der großen Welt auf großem Fuß, sie haben eine Menge großer Güter, von denen sie sich schreiben, auf denen sie aber nicht leben, von denen — vielleicht auch nicht. Die Renten bleiben immer zufällig gerade diesmal aus oder wenigstens, sie kommen niemals zur rechten Zeit, und man darf nicht um den Poststempel fragen oder um das nächste Bankhaus; immer hat die österreichische Regierung welche Abzüge gemacht auf allerhand Steuern, Zölle, Stempel u. dgl. Hören Sie mich nur an, und lassen Sie sich die Augen aufgehen! Ich hatte eine Schwester, und nach dem letzten polnischen Aufstande oder einer Ausweisung waren auch zwei junge polnische Edelleute — gewissermaßen interniert — in Zürich, Brüder, wie es geheißen hat. Der eine war sterbensverliebt in meine Schwester, oder mindestens hat er sich dafür sehr täuschend ausgegeben.

Er eroberte sich auch unser aller Herzen im Sturm, das meine immer mit Reservemunition. Er erzählte uns die allerpatriotischesten Geschichten von Ostrolenka bis Krakau und verspeiste die Tyrannen der Welt wie feines Ragout ohne Aufguss, so dass er als ein allerliebster Dictator der vereinigten polnischen Reiche dies- und jenseits des Oceans zu erwarten war. Nach Jahr und Tag sollte die Hochzeitsfeier stattfinden; wir hatten an nagelneuer Einrichtung in Möbeln, in Service, in Wäschezeug, selbst in Wagen und Pferden das bürgerlich Möglichste geleistet; ich hatte sogar auf mein Weingartgut bei Capolago einige Intabulationssätze aufgenommen, die mir durch etliche Jahre schwerer wüsteten als die Phylloxera ... nun, was thut man aus Liebe zur Schwester? Alles. Was geschah? Der Hochzeitstag ist da, aber kein Bräutigam. Zur Befreiung des Vaterlandes (so sagt ein hinterlassener Brief) ist er abgereist; der theure Bruder mit ihm. Welch ein Glück, dass ich keine zwei Schwestern hatte! Aber den ganzen Trousseau hatten sie schon verpfändet, die edlen Ritter! Ich voll Verlust. Meine Schwester stürzt sich in ein Kloster, sie ist seither würdige Mutter geworden, und ich, ich bin geblieben, was ich unter solchen Umständen werden und bleiben konnte, ein Polenverehrer ohne Ende. Da haben Sie Ihren Bogumil! Und da soll ich zusehen, das soll ich zugeben?

Adrienne. Wer schließt von einem Falle auf eine ganze Nation?

Major. Nur Privatsache war das, natürlich, reine Privatsache. Nu, der hat wenigstens keinen König angeschossen, keine Königin um ihre ländliche Ruhe betrogen, kein ganzes Thal in Banditenruf gebracht.

Adrienne. Verschonen Sie mich, ich bitte —

Major. Aber wenn dieser allerneueste Attentäter den Segen der Sommerfrische vernichtet durch seinen verwegenen Knall und die sparsamen Einnahmen der Älpler und der Thalbewohner also schmälert, vielleicht auf zehn Jahre hinaus, und obendrein noch den Muth hat, hier als Ihr Freier aufzutreten, Ihnen zu telegraphieren, wie er seiner That sich rühmt und auf den Lohn ausgeht — ist es da nicht meine Pflicht, sofort, selbst am frühesten Morgen die Schranken der Gesellschaft zu durchbrechen? Ja, noch mehr (zieht ein Billet aus seiner Brieftasche): leider liegt auch ein Beweis von Ihrer eigenen Hand vor. Kennen Sie das? Es ist Ihre Schrift. Ich fand es gestern nächst Ihrem Ruheplatze. Ich stelle es Ihnen zurück.

Adrienne (liest). „Der König, die Königin, zweiter Zug, zunächst der Thurm oder der Bauer." (Lacht.) Sie haben das aufgehoben? (Führt ihn zum Schachbrett.) Hier, vielleicht lösen Sie das Problem?

Major. Schach? Ah, das ist was anderes! — Nein, nein! Das ist nur Vorwand, ist nur Ausflucht. Diese Partie geht ohnehin nicht.

Adrienne. Gestern im Café notierte ich das Problem aus dem Londoner Spieljournal. Es war mein Geheimnis. Es muss verrathen worden sein.

Major. Sehen Sie, sehen Sie! Verrath ist doch im Spiele. Ich warne Sie, ich warne den Herrn Baron.

Adrienne. Auch jetzt noch?

Major. O, ich bin nicht so leichtgläubig!

Adrienne. Aber Sie beschwören Conflicte herauf.

Major. Rücksichtslos.

Adrienne. Ich sagte Ihnen ja schon —

Major. Wenn auch Ihre Hände rein sind, der Pole muss entlarvt sein. Ich bitte Sie jetzt, Herr Baron ... (Eilt nach rückwärts rechts ab.)

5. Scene.

Adrienne, Beate.

Beate (aus ihrem Zimmer links rückwärts her). Es ist mir leichter, Baronesse!

Adrienne. Und mir umso schwerer.

Beate. Ich bitte um Ihre Verzeihung. (Will sich auf die Knie niederlassen.) Ich habe ein Geheimnis.

Adrienne. Stehen Sie auf, meine Liebste! Was doch heute für ein kniefälliger Morgen ist! Ich bitte, regen Sie sich nicht auf!

Beate. Ich habe nicht früher Ruhe —

Adrienne. Ist es wegen des Schach?

Beate. Nein ... ach, Baronesse, ich muss Ihr Haus verlassen!

Adrienne. Einer Zeitung wegen? Sagen wir's kurz: haben Sie das Problem jemand zur Veröffentlichung gegeben, an dem wir seit diesem Winter studieren, Sie wissen ja, jenes von Nizza?

Beate. Ach nein, das hab' ich nicht gethan!

Adrienne. Oder haben Sie den armen Major encouragiert, dass er heute ganz Feuer und Flamme ist?

Beate. Ach nein, das konnt' ich mir nicht erlauben! Feuer und Flamme, für wen?

Adrienne. Nun, Sie kennen doch seine Adrienne Lecouvreur.

Beate. Fast hätt' ich es anders geglaubt.

Adrienne (beiseite). Ein Freier auf allen Seiten.

Beate. Ein Geheimnis macht mich unglücklich.

Adrienne. Fassen Sie sich, Liebe! Ist Ihnen unser Leben und Reisen zu eintönig? Ich will Ihnen gern sagen, es wird sich ändern, binnen kurzer Zeit wird es sich ändern.

Beate. O wie schön!

Adrienne. Ich bin entschlossen.

Beate. Wie beglückwünsche ich Sie, Baronesse! Vielleicht jetzt als die erste. Ach, dann umsomehr!

Adrienne. Was umsomehr?

Beate. Ich bin nämlich ... es war schon früher ... ich hätte —

Adrienne. Nein, nein, liebe Beate! Ich liebe Sie; Sie bleiben bei uns.

Beate. Durchaus nicht länger.

Adrienne. Überlegen Sie sich's doch!

Beate. Unmöglich.

Adrienne. Oder wenn ich fragen darf: haben Sie über den ... sagen wir über den Reisenden etwas Ungünstiges erfahren?

Beate. Ungünstiges? Ach Gott, Günstiges ist es nicht!

Adrienne (aufgeregt). Nichts Günstiges? Was dann? Und folglich, Sie sind auch Polenfeind?

Beate. O nein! Das schon gar nicht!

Adrienne. Und räumen deswegen das Feld? Nur heraus!

Beate. O nein, o nein, dazu hätte ich gar keine Ursache!

Adrienne. Also sehen Sie!

Beate. Aber ein aus deutscher Familie in Polen stammender ... o, verzeihen Sie ... es war damals, als das gelbe Fieber und die Starrsucht über Volhynien nach Posen und so weiter —

Adrienne. Ja ja, nur schnell weiter damit! Wir haben heute schon allerhand durchgemacht.

Beate. Es war eigentlich dazumal die Krankheit mehr endemisch als epidemisch.

Adrienne. Herrgott, verschone ... dafür können Sie doch nicht!

Beate. Gewiss. Aber die Raschheit, der Schreck, mit dem sie sich ausbreitete —

Adrienne. Gnade! Sie sind ja noch über den Attentäter.

Beate. Nämlich: schon dazumal hat sich der Großvater dieses Herrn, den ich gleich nennen werde —

Adrienne. Ah so, ein junger Herr! Und da fangen Sie nur gleich beim Großvater an?

Beate. Schon der hat sich im russischen Feldzuge als Armeearzt ausgezeichnet. Sein Sohn ist Sanitätsarzt der Regierung in Polen gewesen.

Adrienne. Und jetzt sein Enkel? Machen Sie doch schnell!

Beate (küsst Adriennens Hand). Wie gütig sind Sie doch, Baronesse, dass Sie mir so hineinhelfen! Der Enkel hat in Wien studiert, in Berlin, in Paris, vor zwei Jahren ist er Doctor medicinae universalis geworden, alsdann Reisearzt eines vornehmen Herrn ... immer hat er mir zuvor geschrieben ... ach, seit drei Monaten fehlt mir jeder Brief von ihm! Ich finde keine Ruhe, ich hege die äußersten Befürchtungen ... Willibald Bauer heißt er ... Doctor Bauer, o Gott, und ich bin seine Braut! Ich muss fort. Ich bitte, entlassen Sie mich!

Adrienne. Wohin wollen Sie aber?

Beate. Ihm nach. Ihn suchen. Durch alle Welt.

Adrienne. Wo suchen?

Beate. Das weiß ich nicht.

Adrienne. Ah, daher also Ihre medicinische Gelehrsamkeit!

Beate. Vergebung, Baronesse, Verzeihung! Ich bin seine Verlobte, und seit drei Monaten —

Adrienne. Dann umsomehr müssen wir Sie zurückhalten, müssen wir Sie trösten. Wir werden ihn schon entdecken, den Doctor Landmann.

Beate. Doctor Bauer, bitte!

Adrienne. Nur, liebe Candidatin Doctor Bauer, durchmustern Sie mir nicht zuviel die Zeitungen!

Beate. Ach ja, es war immer, wenn irgendein Feldzug ausbrechen sollte! Er ist nämlich ein ausgezeichneter Chirurg.

Adrienne. Ist er? So, so! Ausgezeichnet, das ist freilich jeder Bräutigam. Sehen Sie, Liebe, nur ich muss den meinen so verketzern lassen!

Beate. Dann las ich immer . . . wenn etwa in der deutschen Armee die ägyptische Augenkrankheit —

Adrienne. Schon gut! Danken Sie Gott, dass Sie so klare Augen besitzen —

Beate. Denn er ist auch ein vorzüglicher Ophthalmolog.

Adrienne. Auch das! Ich denke schon, Ihre Augen muss er vorzüglich studiert haben, mit Hingebung —

Beate. Ach, Baronesse —

Adrienne. Mit Ausdauer.

Beate. O, scherzen Sie nicht! Es ist sehr schwer —

Adrienne. Und mit Erfolg. Lassen wir das! Vorderhand, da ich nun alles weiß, wollen wir die Dinge abwarten, wie sie kommen werden. Ich schlage Ihnen vor, Sie verlegen sich auf Geduld, Ausdauer, Ruhe, Festigkeit. Nehmen Sie das Beispiel an mir! Unser Contract soll lauten: Bis Ihr Bräutigam Sie von mir begehrt, sind Sie die Meinige. Ist es Ihnen recht? (Sieht ihr erst lieblich in die Augen, dann etwas verfinstert.) Nur lassen Sie niemand anderen die Ophthalmologie studieren! Oder wünschen Sie etwas Schriftliches von einem Notar? Nein, Sie selber schreiben mir das Problem auf! Aber verlieren dürfen Sie es nicht!

Beate. Das werde ich die Baronesse bitten müssen.

Adrienne. Haha, Sie wissen gar nicht, wie sehr Sie rechthaben! Soeben öffnet Papa wohl dem Major Streckfuß die Augen. Der Verblendete! Im Gegenfalle ist dieser Kriegsmann heute imstande, den Missethäter hier gefangen zu nehmen.

Beate. Welchen Missethäter?

Adrienne. Den Attentäter.

Beate. Garstig! Wer soll der sein?

Adrienne. Der Pole.

Beate. Welcher Pole?

Adrienne. Nachdem Sie Ihr Geständnis mir abgelegt haben, so folge ich mit dem meinen: mein wahrscheinlicher Bräutigam.

Beate. Nur wahrscheinlich?

Adrienne. Ja, jetzt hat er zu wählen. An ihm war's, auszudauern . . . ob er nicht die Liebe verloren hat?

Beate. O, dann ist kein Zweifel mehr! Ich eile ins Freie, ich eile nach dem Walde, auf den Berg, damit ich Ihnen zuerst einen Strauß reiche von Glockenblumen und Aquilegien.

(Man hört ein Posthorn.)

Adrienne. Wie schön! Ah, da hören Sie! Wenn uns nur nicht alles zusammen confisciert wird! Bleiben Sie noch einige Augenblicke um mich! Sie sind mir ja unentbehrlich, liebe Doctorandin! Ich stehe zwischen zwei Feuern. Wie gehen wir's an? Papa ist zwar jeden Augenblick bereit. (Die Portierglocke wird stark angezogen.) Ein Besuch! Kommen

Sie zu mir da herein! Und sollte es nöthig werden, so bitte, empfangen Sie den Besuch —

Beate. Wen?

Adrienne. Graf Bogumil Roniatowsky. (Ans Fenster rechts.) Ja, er ist's! Und noch einer. (Eilt in ihr Zimmer links vorne.) Schnell zu mir! (Beide ab nach links vorne. Wie Roniatowsky, gefolgt von Dr. Bauer, inmitten rückwärts eintritt, kommt Major Streckfuß aus des Barons Zimmer rechts heraus.)

6. Scene.

Roniatowsky, Dr. Bauer, Major.

Major (im Heraustreten). Nicht zu erwecken!

Roniatowsky. Baron von Gelsersheim?

Major. Der bin ich nicht. Major Streckfuß.

Roniatowsky. Ah, Sie sind es? Bedaure sehr.

Major. Major Streckfuß, sage ich.

Roniatowsky. Bogumil Roniatowsky. Bedaure sehr, stören zu müssen.

Major. Ah so! Bitte, hat nichts auf sich. Baron schläft noch.

Roniatowsky. Noch!

Major. Oder wieder.

Roniatowsky. Trotz meines Telegrammes?

Major. Wohl mehr von wegen Ihres Telegrammes. (Für sich.) Er ist ja doch viel jünger als ich. (Zu Roniatowsky.) Wie kann ich also dienlich sein, Herr Graf?

Roniatowsky. Sehr verbunden. Wir können auch später . . . nicht wahr, lieber Doctor?

Major (für sich). Diese Liebenswürdigkeit! Ich will ihm am Ende keine Schwierigkeiten machen. (Zu Roniatowsky.) Die Damen (nach links weisend) sind zu einem Ausgange bereit.

Roniatowsky. Übrigens, bis Baron von Gelsersheim eintritt, wie ich hoffe, benütze ich die wenigen Augenblicke, um mich Ihnen für weiterhin vorzustellen. Ich bin hier noch fremd, aber in ein paar Tagen ist der Sache abgeholfen. Heute und morgen ist meine Wohnung im Seehaus bei Unter-Flüelen. Dort werde ich Ihre Zeugen empfangen. (Übergibt seine Karte.) Wenn das richtig ist, dass Sie, Herr Major Streckfuß, gestern nachts im Curcafé bei erster Hierherkunft der — was weiß ich, welcher! — Zeitung mit der Notiz über das sogenannte Attentat beim Uechtliberg geäußert haben, dafern das ein Pole gewesen, so wüssten Sie ohnehin, dass er Ihrer Ausforderung nicht standhalte —

Major (furchtlos ins Wort fallend). Herr, das habe ich nicht gesagt!

Roniatowsky. Haben Sie Zeugen?

Major. Dafür vermuthlich genug.

Roniatowsky. Oder machen wir's noch schärfer! Ich bin ein Pole. Hegen Sie die Meinung, was ich auch immer sei, ich kneife Ihnen aus?

Major (bestimmt). Ich müsste lügen, wenn ich behaupten wollte, das sehe Ihnen gleich. Wozu das?

Roniatowsky. Oder haben Sie sonst etwas gegen mich?

Dr. Bauer. Ich dächte, Herr Graf, unter solchen Umständen —

Roniatowsky (zum Major). Hier steh' ich.

Major. Auch ich.

Roniatowsky. Heute habe ich noch Zeit. Morgen vielleicht weniger.

Major (für sich). Mir wird genug bleiben, das weiß ich schon. (Zu Roniatowsky.) Gegen Sie, mein Herr, hätt' ich allerdings das eine oder das andere oder wenigstens, man könnte mir's nicht hindern, solches zu haben. Nicht wahr, Herr Graf? Was eine speciellere Äußerung betrifft, so habe ich wahrheitsgemäß allerdings an einem nicht öffentlichen Orte zu zwei Personen privatim eine solche gemacht. Aber der Sinn und der Wortlaut war ganz anders. Ich will diese zwei Personen fragen —

Roniatowsky. Das möchte wohl zu weit führen —

Major. Aber dass ich wegen gewisser Gründe Sie deswegen gerade unter allen Umständen todtschießen müsste, das ist mir nicht bewusst.

Roniatowsky. O bitte, es könnte auch mir gelingen, Sie nicht zu verfehlen!

Major. Ei was, wer weiß, ob ich Ihnen das so hoch anrechnen würde! Treffen Sie immerhin!

Dr. Bauer. Dass nur nicht erst aus diesem Wortgeplänkel —

Major. Sagen wir, es ist doch sehr vermuthlich, dass Ihr Abgang von der Welt mehr Kummer veranlassen würde als der meinige. Ich weiß, was ich weiß.

Roniatowsky (für sich). Ein ganz gemüthlicher Mensch das!

Major. Wenn Sie indes bestehen, Herr Graf —

Roniatowsky. Es scheint, dass wir uns die Sache überlegen sollen. Entschuldigen Sie, Herr Major, ich habe ganz vergessen, Ihnen vorzustellen meinen Hausarzt Doctor Bauer!

Major. Streckfuß, von der achtundvierzigsten fahrenden Batterie. Nun, sehen Sie, da hätten wir gleich alles beisammen! Den Doctor auch.

Roniatowsky (reicht dem Major die Hand). Gut, gut, Herr Major!

Major. Die Herren wünschen also noch zuvor den Baron Gelsersheim? Ganz schnell werden wir also nicht dienen können. Hier darinnen wären Baronesse Adrienne und Fräulein Beate. (Dr. Bauer macht eine Bewegung. Der Major klopft links vorne leise an die Thüre.)

Roniatowsky (setzt sich). Warten wir etwas!

Major (setzt sich). Meinetwegen. Was doch anstatt der Seepartie alles wird! Bitte, Herr Doctor Bauer (bietet ihm Platz an)! Ich bin zwar hier verdammt wenig zuhause, aber gestatten Sie mir, dass ich Sie zwei Minuten lang unterhalte, meine Herren! Irgendwo wird jemand herauskommen, dort oder da. Und was für mich herauskommt, wird sich auch bald zeigen, dort oder da. — Wunderschöner Tag heute, nicht wahr? Wie gemacht für eine schöne Partie! Für eine glänzende Partie! — Die Herren haben es sehr gut getroffen. Ganz zu gleicher Zeit mit — diesem Attentäter. Wie zwei Leuchtkugeln, die sich im

Zenith treffen. (Steht auf und macht ein paar unruhige Schritte durch den Salon.) Weiß Gott, ich kann den Gedanken nicht los werden! (Setzt sich wieder; zu Roniatowsky.) Dass die Polen gar so gern reisen! Ich bitte Sie, von uns ist fast nichts im Auslande: die Schweizer Garden in Rom kommen ab, sonst nur ein halbes Dutzend Lausanner Gouvernanten, die Genfer Uhren und der Emmenthaler Käse. Sonst bleibt alles zuhause ... aber was seh' ich, Herr Doctor Bauer ... ah, ganz das Ebenbild! Wenn ich mir Ihr Barthaar wegdenke bis auf das Schnurrbärtchen ... Sie sind auch viel größer ... sonst, ah, zum Staunen, ganz der nämliche! Wissen Sie, ich habe eine Schwester ... erlauben Sie zuvor, sind Sie auch ein Pole?

Dr. Bauer. Ja, von deutscher Familie.

Major. Eine Schwester, älter als ich, die ist jetzt würdige Mutter im Stift Constanzia. Es ist zu weitläufig, dass ich alles erzähle. Pardon, Herr Graf! Der Herr Doctor sieht ihm so ausgesprochen ähnlich, jenem — wie soll ich sagen? Vergeben Sie! Nach dem letzten polnischen Aufstande waren zwei junge polnische Edelleute in Zürich bei uns interniert.

Dr. Bauer. Immer die alte Geschichte. Der Durchgegangene war allerdings mein Cousin Kmeti.

Major. Richtig. Was war er denn eigentlich, ich bitte?

Dr. Bauer. Ein Narr war er. Gehabt hat er nichts, studiert hat er nichts, gearbeitet nichts, verbraucht in Menge. Als ihn seine Familie unter Curatel gesetzt hatte, schloss er sich den Flüchtlingen an und lebte auf deren Kosten. Der hat in einem polnischen Aufstande nie gesiegt und nie verloren, darauf können Sie Gift nehmen. Wo ich hinkomme, in jedem Bierdorf hör' ich von seinen Schulden. Bei Ihnen hat er ja wollen ein griechisch-orthodoxes Kloster gründen zur Versöhnung des Orientes mit dem Occidente. Na, Prosit Mahlzeit!

Roniatowsky. Hahaha! Schwindel überall!

Major. Reden wir nichts weiter davon!

Dr. Bauer. Ich danke übrigens für die Porträtähnlichkeit.

Major. Bitte, ohne alle Bemühung meinerseits.

Roniatowsky. Hahaha! Wofür wir doch alle herhalten müssen, lieber Doctor!

Major. Nach dieser lebhaften Conversation zweifle ich gar nicht, dass der Herr Baron sich doch endlich entschlossen hat, die Augen aufzuschlagen. (Für sich.) Wo nur die Damen bleiben?

Roniatowsky (steht auf und betrachtet das Schachbrett). Ah, Schach! Die Königin steht noch immer fest.

Major. Was fällt mir ein? Der Cacao ist noch immer nicht da. (Springt auf.) Ich lasse den Cacao holen. Dann geht wohl Ihre Sonne auf, Herr Graf! (Ab nach der Mitte.)

7. Scene.

Zu Roniatowsky und Dr. Bauer zunächst Beate aus Adriennens Zimmer, später folgt Adrienne selbst.

Beate. Baronesse lässt bitten, sogleich wird sie ... (erkennt den Dr. Bauer mit Schreck, ruft halblaut) Adolf!

Dr. Bauer (halblaut in Rücksicht auf die Baronesse). Du bist's? Fasse Dich, Beate! Kein Wort jetzt!

Beate (geht zweifelhaft zurück und ab).

Dr. Bauer (zu dem rechts das Schachbrett betrachtenden Grafen). Herr Graf!

Koniatowsky (ohne herzusehen). Sie hat treulich ausgehalten dieses Jahr. Das Räthsel blieb ungelöst. Ich nehme die Königin fort. (Steckt die Figur zu sich.) So! Das Spiel wird ernst. O, es war ja längst kein Spiel mehr!

Dr. Bauer. Herr Graf!

Koniatowsky. Sagten Sie etwas, Doctor?

Dr. Bauer. Bevor Ihre Königin erschien, wie Herr Graf in auszeichnendem Vertrauen zu mir prophezeiten, hab' ich meine kleine Herzogin gefunden. Ja, meine Braut ist da. Meine Reise ist zuende.

Koniatowsky. So beglückwünsche ich Sie aufrichtig. Nur eines sage ich noch: wenn ich nicht finde, so müssen Sie bleiben! Ich entlasse Sie nicht. Was will ich ohne Bauer? Ich stürze mich von einem Thurme herab.

Dr. Bauer. O, Sie finden, Graf, Sie finden!

Adrienne (aus der Thüre rechts, gefolgt von Beate). Willkommen, Graf, im schönen Schweizerland, willkommen am Vierwaldstättersee! Ich habe aufrichtige Freude, Sie wiederzusehen, unerwartet möcht' ich fast sagen, nicht heute schon erwartet ... Sie heiter und froh wiederzusehen, nicht nachdenklich.

Koniatowsky. Nicht nachdenklich? Das muss sich erst zeigen, Baronesse! — Mein Arzt, Doctor Bauer, mein Seelenarzt dazu, wenn ich betonen darf.

Adrienne (mit Verbeugung). Durch eine kleine Verkettung von Umständen wird Papa sogleich später ... wo ist der Major ... ah, er ist zu Papa hinein —

Dr. Bauer. Nicht doch, er ist fort.

Adrienne. Sogleich später ... es ist zwar schon ziemlich hoch am Morgen ... wir sollten ... für inzwischen begnügen Sie sich mit mir! (Beide bleiben stehend rechts, indes Dr. Bauer und Beate auf der linken Seite sich allmählich zusammenfinden.)

Koniatowsky. Sie sind doch überrascht, dass ich Sie so schnell ausfindig gemacht auf Ihrer diesjährigen Sommerweile? Wie immerhin, ich bin da, ich frage, ich fordere Antwort. Was hat Ihnen die Welt über mich vorgelogen, seit ich Ihnen nicht mehr schreiben durfte? O, zehn Monate wie zehn Jahre! Was ist das Schlimmste, das Sie über mich erfahren haben?

Adrienne. Das Schlimmste? Heute! Denken Sie sich!

Koniatowsky. Was wäre das?

Adrienne. Nun, Sie sind da!

Koniatowsky. Werden Sie endlich meine Verbannung aufheben? Ich entbehre nicht weiter. Das Schachspiel hat Sie verrathen, dass Sie an mich dachten. Unser letztes Spiel voriges Jahr. Haben Sie das Räthsel gelöst, Baronesse?

Adrienne. Ehrlich gesagt: nein!

Roniatowsky. Das glaub' ich.

Adrienne. Alles andere gesteh' ich.

Roniatowsky. Gestehen Sie? O wie selig! So will ich Ihnen sagen —

Adrienne. Nein, noch nicht! Nicht hier.

Roniatowsky. Nur sagen: dieses Problem —

Adrienne. Nun? Jemand hat es verrathen, und so kam's bis in das Londoner Schachblatt.

Roniatowsky. Kein Schade. Es ist unlösbar. Die Königin muss capitulieren, dann —

Adrienne. Dann?

Roniatowsky. Denken Sie nach!

Dr. Bauer (in gezwungener Rede). Erlauben Sie, Fräulein, diese Zeitung! (Liest und gibt an Beate das andere Blatt.) Und diese!

Beate. Bitte, mein Herr!

Dr. Bauer. Ich lese Ihnen die angekommenen Fremden vor, wenn Sie erlauben.

Beate. Bitte, wozu das?

Dr. Bauer. Ich soll ja doch mit Ihnen conversieren.

Beate. Ach, Adolf!

Dr. Bauer. Pst! Fassen Sie sich! — Fürst Sergius Wonkukoff-Pastrukow sammt Büchsenspanner und Dienerschaft.

Beate. Ach, nicht möglich . . . o Du Grausamer!

Dr. Bauer. Alexia Theophania Komnenovics-Basilewski sammt Kammerfrau und Schoßhündchen —

Beate. Ei geh, ich bitte Dich!

Dr. Bauer. Nur ruhig! — General u. s. w.

Adrienne. Und wenn die Königin im Felde bleibt?

Roniatowsky. Dann freilich ist alles Nachsinnen sinnlos. Der König hat keinen Wert, alles um ihn ist wertlos. Sehen Sie doch nach!

Adrienne. Sie fehlt.

Roniatowsky. Ja wohl! Ihren Verdacht müssen Sie aufgeben, Baronesse, Ihr Argwohn macht Sie zur Königin der Situation! Verzichten Sie darauf, räumen Sie das Feld!

Adrienne. Kann ich verzichten?

Roniatowsky. Sie können es, Sie sollen es, Sie müssen!

Adrienne. Müssen? Wie aber? Wo bin ich dann?

Roniatowsky (zieht die Figur der Schachkönigin aus seiner linken Brusttasche). Hier.

Adrienne. Wenn ich Ihnen glaube —

Roniatowsky. Versuchen Sie das endlich, Adrienne!

Adrienne. Allerdings, seit einem Jahre hat niemand mir etwas von jener schönen ersten Sängerin an der Pariser Oper zu erzählen gewusst, in deren Gefängnis Graf Bogumil so sehr schmachtete . . . aber wie, wenn die Unvergleichliche, wenn die Diva doch käme und sich mir zu Füßen würfe und bäte und mich beschwüre um Ihre Freigebung, Bogumil? Ich hielte Sie dann wohl fest, ohne Entrinnen.

Roniatowsky. Oh, Adrienne —

Adrienne. Was würde folgen? — Jetzt denken Sie nach!

Beate. Was thust Du so fremd, Adolf? Ich mag nicht mehr. Ach, Du erdrückst mich! Bin ich denn nicht mehr Deine Braut?

Dr. Bauer. Beruhigen Sie sich, Fräulein! Liebes Kind, sei doch gescheit, und nimm Dich zusammen die kurze Zeit! Ich bin ja auch nicht von Holz. Ich lese jetzt aus dem Roman. Schau' Du dort hinein! — Und wie sie auf dem Kulm des Rigi anlangten, da rief das Mädchen: „Welche wunderbare Aussicht!"

Beate (getrösteter, wie lesend). „Freilich wunderbare Aussicht," erwiderte die andere, „wenn man nur endlich auch bald und schnell heiraten könnte!"

Dr. Bauer. „Ja," erwiderte er, „ja, ich habe einen Ruf erhalten als erster Assistent an der medicinischen Facultät in Nancy, hypnotische Abtheilung."

Beate (springt auf, setzt sich aber sogleich wieder). „O Gott — mein Adolf!" erwiderte darauf die andere, indem sie sich kaum bemeisterte, dass sie nicht ihrem Gegner um den Hals fiel.

Dr. Bauer. Das wäre sehr unschlau gewesen. — Der fremde Wanderer schilderte alsdann, wie er seit drei Monaten nur auf der Reise gewesen, um mit seinem neuen Chef den Aufenthalt der Geliebten auszukundschaften, weil die letztere auch nicht einmal mehr ihren Eltern Nachricht gegeben hatte von sich.

Beate. Ja, das ist wahr!

Dr. Bauer. Auf dieser Reise wie durch eine Wüste, gleich Emin Pascha —

Adrienne. Die sind ganz in Ostafrika versunken.

Roniatowsky. Nie, nie werden Sie von jener Primadonna mehr hören, als dass ich sie eben ausgezeichnet habe . . . allerdings einige Souvenirs, nicht mehr. Nichts, nichts! Vertrauen Sie, und lassen Sie mich König sein, nicht Sclave meiner Neider, Ihrer Anbeter! Ich bin's ja gewiss, dass Sie den Maler vergessen haben.

Adrienne. Ah, den Phantasten von Rom!

Roniatowsky. Und einige Schwadronen von Rittmeistern.

Adrienne. Und von der Artillerie wissen Sie gar nichts?

Roniatowsky. Das erste, was ich höre.

Adrienne. Also, Sie wünschen mit dem Papa —

Roniatowsky. Gewiss. Denn heute ist der Gedenktag, dass . . . (leise fortsprechend).

Dr. Bauer. Letztes Capitel. „Und sobald Sie können," betonte er, „sprechen Sie mit Ihrer Gebieterin, auf dass dieselbe ihrer Sclavin die volle Freiheit schenke."

Beate. Warum denn aber doch dies entsetzliche Spiel? Ich bitte Dich, ich verkomme fast vor Ängsten . . . Adolf, ich glaubte, sie hätten Dich verhaftet! Ach, quäle mich nicht so! Nicht wahr, Du bist nicht der „Attentäter"?

Dr. Bauer. Da les' ich ihn gerade. Ha, aufgepasst: Der Attentäter.

Beate. Garstig, garstig! Warum denn aber dieses falsche Lesespiel?

Dr. Bauer. Der Baronesse halber. Es schickt sich doch nicht, in so feierlichem Augenblicke —

Beate. O, die weiß ohnehin alles! Alles weiß sie. Aber Dein Graf natürlich ... (fängt wieder an zu lesen). „Der Graf von Hammerstein," sagte sie seufzend —

Dr. Bauer. Der hat mir ganz freie Hand gegeben. Just, soeben, früher hab' ich ihm alles haarklein erzählt.

Beate. Ja, warum hast Du das nicht gleich gesagt? (Küsst ihn herzhaft ab.)

Koniatowsky. So schwer wird Ihnen das letzte Wort? Darauf verschwör' ich meine Seele. Ich reise nicht weiter. Und wenn ich die ganze schweizerische Artillerie mit achtundvierzig fahrenden Batterien blockieren und aushungern müsste. Ich bleibe, ich weiche nicht. Ach, bitte, rufen Sie mir doch den Papa! Heute oder nie!

Adrienne. Nun denn, von mir aus — ja! Ihre Adrienne!

Koniatowsky. So bin ich König.

Beate. Und ich die selige Beate.

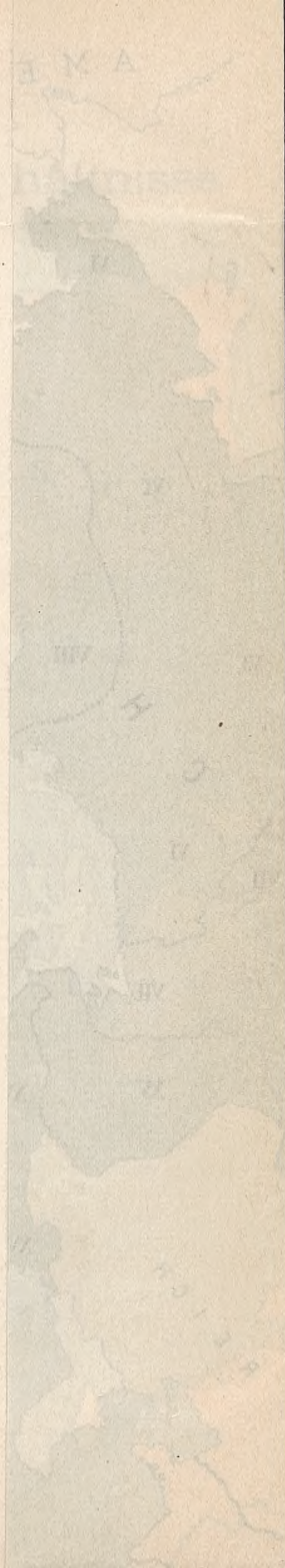
Major (aus der Mitte, vor dem Hoteldiener hergehend). Der Cacao, der Cacao! (Schlägt die Seitenthüre rechts auf und verbeugt sich.) Guten Morgen, Herr Baron, allerbesten Morgen! (Gegen die beiden Paare, inmitten.) Sie haben ihn schon.

Adrienne und Beate. Wen?

Major (mit Verbeugungen). Den Attentäter. Es war ein Hirtenbub, der hat beim Kirchthurm geböllert.

Für die Redaction verantwortlich: Franz Grünanger.
K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.





KARTE
zur Übersicht der polit. Machtverhältnisse
der europ. Hauptländer



Druck des k. u. k. militär-geographischen Institutes in Wien.

Landbesitzes der europ. Hauptländer



cm Länge bezeichnet 1 Million km²

